47
4. Novemberheft 1966
ZB
ZEIT IM BILD

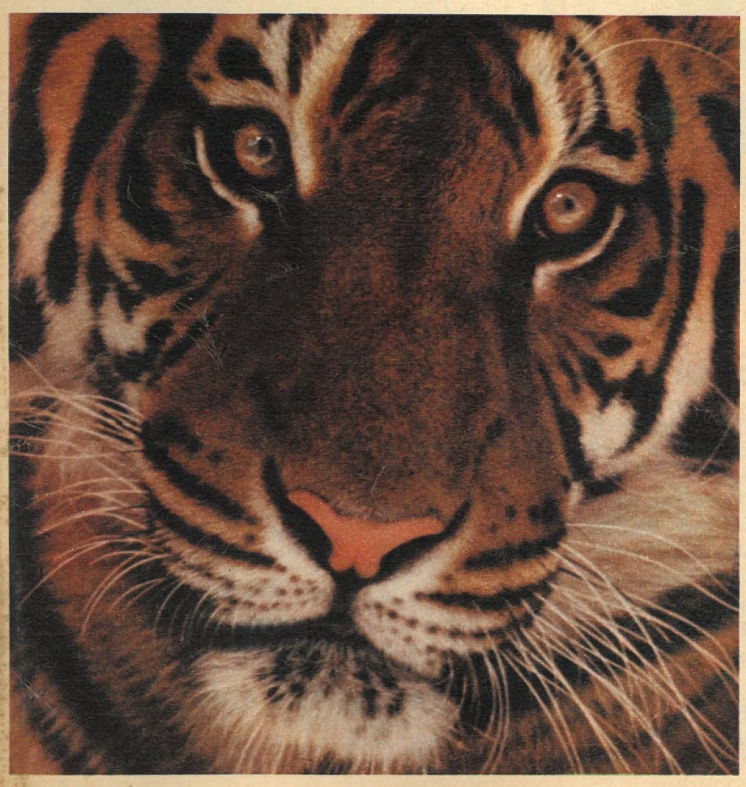
In diesem Heft:

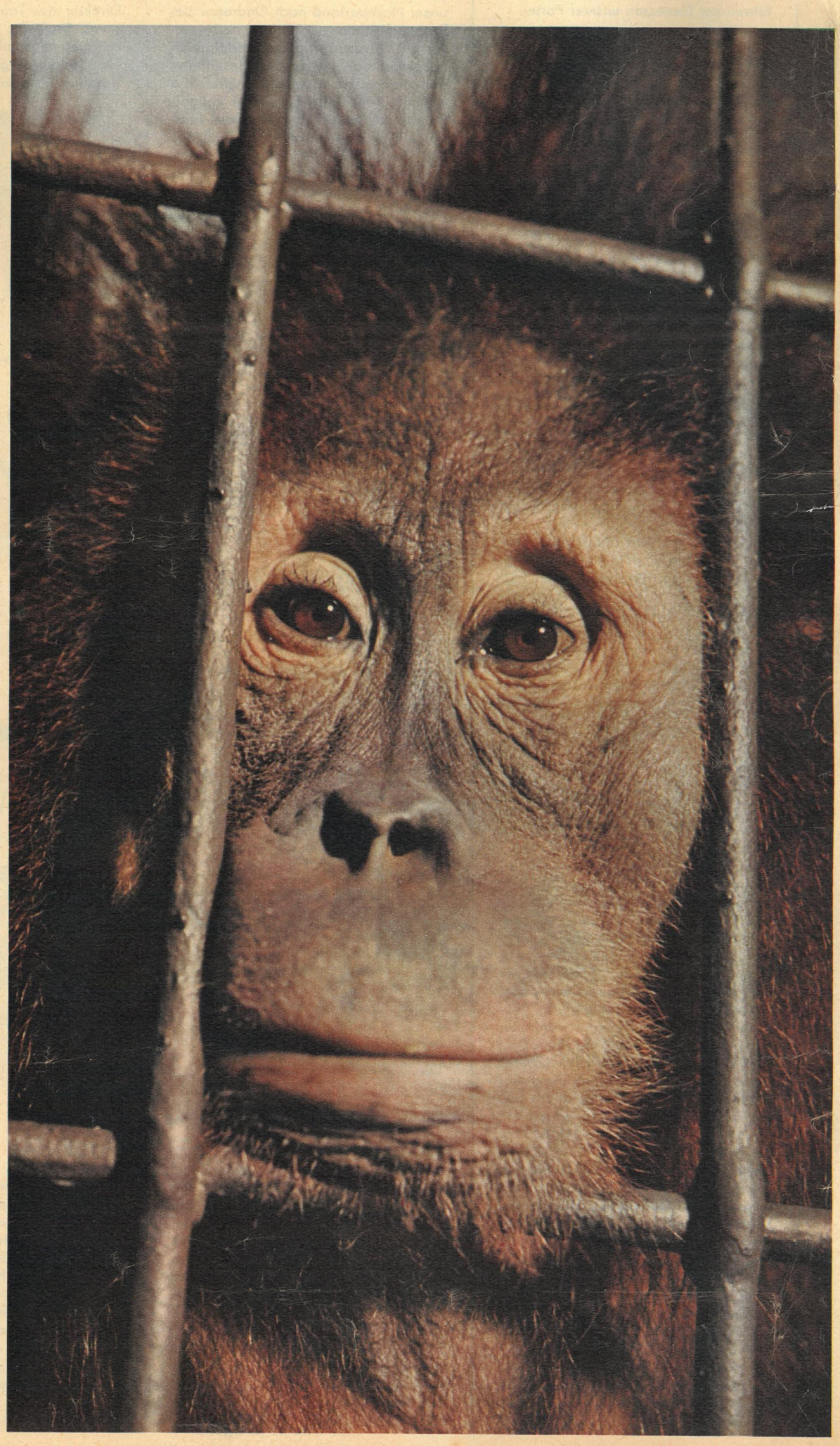
## Wälder wandern auf dem Wasser

Eine Reportagereise entlang der Angara

## Mit 300 km/h ins Ziel

Von sportlicher Schwerstarbeit berichten wir auf den Seiten 6/7





0,30 MDN

Kasuar, Tiger, Orang-Utan: Urwaldtiere mit „Sprechverbot"

Fotos Paul Friedemann

# rundschau

**Gus Hall, Generalsekretär der Kommunistischen Partei in den USA, im freundschaftlichen Gespräch mit führenden Genossen unserer Partei.**

## Mit anderen Augen gesehen

„Ich war als junger Mensch in Deutschland. Und ich war stolz darauf, gegen den Faschismus gesprochen zu haben. Damals ging Deutschland rückwärts – zur Barbarei. Heute sehe ich hier ein anderes Deutschland. Ihr baut hier eine neue Zukunft auf, nicht nur die Zukunft Deutschlands, sondern der ganzen Menschheit."

Der dies sagte, heißt Gus Hall, Generalsekretär der Kommunistischen Partei in den USA. Über dreißig Jahre hatte ihm seine „freiheitliche" Regierung die Ausreise verweigert. Dem zielstrebigen Kampf seiner Partei ist es zu danken, daß er endlich einen Paß erhielt.

Auf einer Reise kam Gus Hall auch zu uns und sah ein Deutschland, das unter Führung der Partei der Arbeiterklasse den Sozialismus und damit ein glückliches Leben für alle seine Bürger aufbaut.

Lenin definierte die Politik als „Teilnahme an den Staatsgeschäften, Richtung des Staates, Festlegung der Formen, der Aufgaben, des Inhalts der staatlichen Tätigkeit." Lernte Gus Hall vor rund dreißig Jahren die Repräsentanten der Monopole, Banken und Großgrundbesitzer als Lenker der Staatsgeschäfte kennen, wurde er vor wenigen Wochen von Vertretern der

Arbeiterpartei herzlich begrüßt. Der wichtigste Inhalt unserer Außenpolitik – Erhaltung und Sicherung des Friedens, Achtung der Souveränität aller Staaten – hat bei vielen Völkern Anerkennung gefunden. Gäbe es ein Buch, in das alle ausländischen Gäste unserer Partei, der Regierung, der Volkskammer, der Blockparteien oder Massenorganisationen ihre Eindrücke über die neue, bessere Politik unseres Staates in wenigen Sätzen dargelegt hätten, das Buch müßte Hunderte Seiten haben. Die wichtigsten wären von führenden Funktionären der KPdSU beschrieben.

Allein in den letzten Monaten weilten Delegationen des ZK der Kommunistischen Partei Frankreichs, Dänemarks, Spaniens, Kanadas, Syriens und anderer Länder in unserer Republik. Auch japanische Wissenschaftler – Mitglieder der Sozialistischen Partei ihres Landes – sowie Genosse Tuillo Vecchietti, Generalsekretär der Sozialistischen Partei der Proletarischen Einheit, und Genossen seiner Partei bekundeten durch ihren kürzlichen Besuch die Autorität unserer Partei in der internationalen Arbeiterbewegung.

Ch. Kossack

**Drittes Zwei-Meter-Spiegelteleskop für die ČSSR**

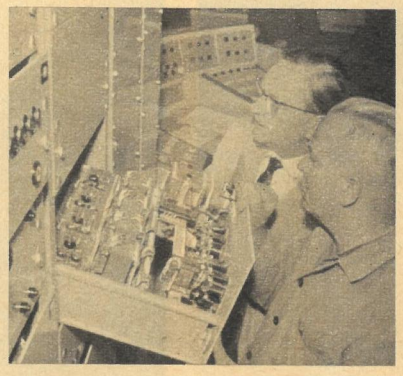
## Das „Q" zum 120. Geburtstag

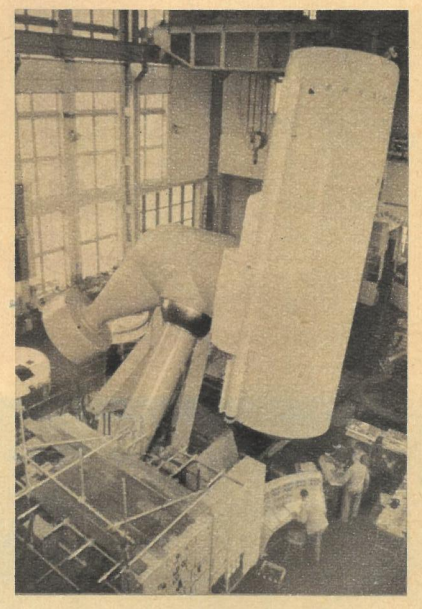
Die Ingenieure und Facharbeiter in der Astro-Halle des VEB Carl Zeiss Jena hatten vor einigen Wochen wieder einen großen Tag. Ihr drittes Zwei-Meter-Spiegelteleskop bestand nach beendeter Montage das Examen der Gütekontrolle. Es wird als Hauptteil einer komplexen Sternwartenanlage für das astronomische Observatorium der Akademie der Wissenschaften in unser Nachbarland nach Ondrejow bei Prag exportiert.

Als ein Versuchsprogramm erfolgreich absolviert war, wurde das Riesenfernrohr demontiert. Inzwischen haben die meisten Teile auf Spezialfahrzeugen bereits die Grenze bei Zinnwald passiert. Das Gerät soll 1967 auf der 13. Generalversammlung der Internationalen Astronomischen Union in Prag zweitausend Wissenschaftlern aus aller Welt vorgestellt werden.

Damit bereiteten sich die Arbeiter des VEB Carl Zeiss Jena selbst ein wertvolles Geschenk zum 120. Geburtstag ihres Betriebes, den sie im November festlich begingen.

Vor sechs Jahren entstand in Jena im Auftrage der Deutschen Akademie der Wissenschaften des erste Zwei-Meter-Spiegelteleskop. Es steht heute im Karl-Schwarzschild-Observatorium in Tautenburg. Wissenschaftler aus aller Welt beobachten hier den Himmel. Der wertvolle Schatz ihrer Arbeitserfahrungen wurde im vergangenen Jahr bei der Konstruktion und dem Bau des Gerätes für die Sowjetunion und in diesem Jahr für das ähnliche Gerät für die ČSSR berücksichtigt. Der Direktor des Tautenburger Observatoriums, Professor Nikolaus Richter, bezeichnete deshalb dieses Teleskop als eine folgerichtige Weiterentwicklung, das die Weltspitze mitbestimmt. H. Latz





**Das Riesenfernrohr ist fertig montiert. Vor dem Export absolviert es noch ein Versuchsprogramm.**

**Ingenieur Bodo Herrmann (links) und Paul Kubsch überprüfen noch einmal Teile der elektrischen Anlage des Teleskops.**

**Reiche Erdölvorkommen in Indien**

## Unterirdischen Schätzen auf der Spur

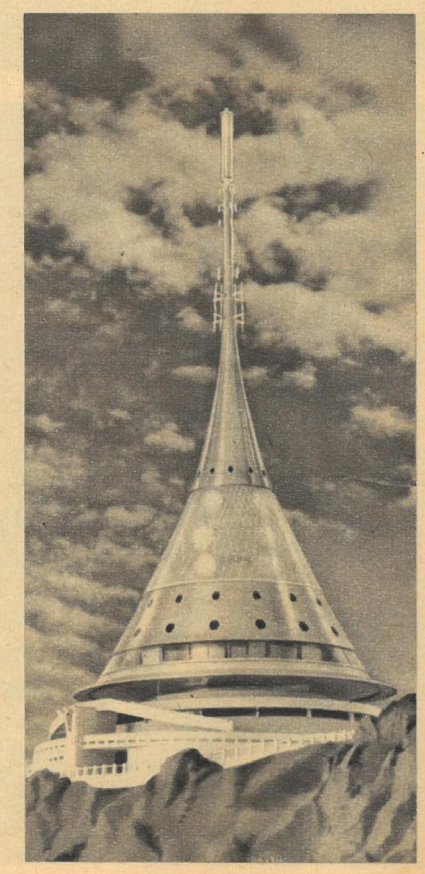
In der Wirtschaft Indiens nimmt die Verarbeitung von Erdöl einen wichtigen Platz ein. Gegenwärtig verlassen jährlich etwa 15 Millionen Tonnen des schwarzen Goldes die acht Raffinerien, von denen drei staatliche Unternehmen sind. Unser Foto entstand in der staatlichen Erdölraffinerie Gauhati, die 750 000 Tonnen Öl jährlich verarbeitet. Sie liegt im Unionsstaat Assam. Direkt „vor der Haustür" wird in naher Zukunft ihr Rohstoff aus der Erde schießen. Denn auf den Erdölfeldern von Assam wurden große Vorkommen entdeckt. Umfangreiche Schürfungen sind unter anderem in der Ebene des Brahmaputra im Gange. Mit Unterstützung sowjetischer Fachleute wurde erkundet, daß Indien über Vorräte von mindestens vier Milliarden Tonnen verfügt. Werden sie erschlossen, dürfte die indische Wirtschaft von Importen weitgehend unabhängig sein. Denn zur Zeit müssen noch 70 Prozent Rohöl eingeführt werden. Nur etwa vier Millionen Tonnen besitzt das Land gegenwärtig selbst.

Fotos: Zentralbild (3), Richter (2).

**Auf dem Ještěd-Berg:**

## Kosmisches Zeitalter

In 1012 Meter Höhe auf dem Gipfel des Ještěd-Berges entsteht ein „kosmisches" Bauwerk. Nun soll in seinen Räumen nicht mit Marsmenschen telefoniert werden. Ingenieur Karel Hubáček entwarf die für unser Zeitalter aktuelle Form, daher der Name. Nordböhmische Bauarbeiter errichten zur Zeit einen 85 Meter hohen Turm, der die Mittelachse des Baus bildet und für eine Fernsehrelaisstation projektiert ist. Im tiefer gelegenen Teil der „Glocke", bei 33 Metern Durchmesser, werden ein Hotel und ein Restaurant eingerichtet. Die Attraktion bei Liberec entsteht an der Stelle des 1964 abgebrannten Fernsehturmes und soll bis 1970 fertiggestellt sein.



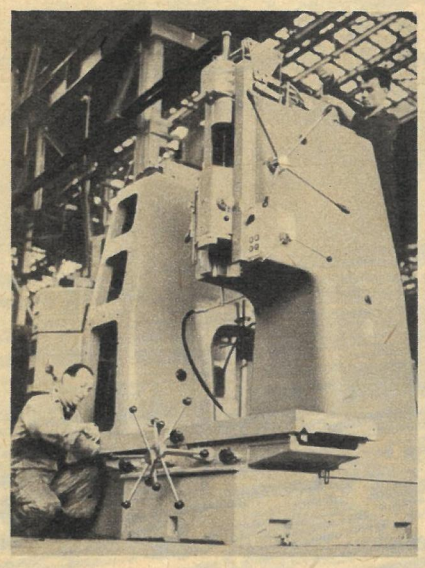
## Spitzentanz aus Havanna

Eine Tournee durch unsere Republik führte das Nationalballett Kuba von der Ostsee bis nach Buna zu den Chemiearbeitern. Überall ernteten die Künstler stürmischen Beifall für ihre exakten tänzerischen Darbietungen. Sie boten nicht nur klassisches Ballett, wie den zweiten Akt von Tschaikowskis Schwanensee, sondern auch eine sehr moderne Interpretation nach Musik von Igor Strawinski. In dieser Studie unternahm die Truppe mit der Choreographie von Alberto Alonso einen Vorstoß zu neuen Formen und Möglichkeiten der Tanzkunst. Dieses Verdienst kann man nicht hoch genug anrechnen. Die Leistungen Fernando Alonsos, Leiter des Nationalballetts und Pädagoge der Staatlichen Ballettschule Kubas, fanden auch bei seinen sowjetischen Kollegen – er unterrichtete 1956 in Leningrad und Moskau – hohe Anerkennung.

Er meint, es genüge keinesfalls, die traditionellen Formen des Tanzes zu konservieren. Es gehört zu den wichtigsten Grundsätzen seiner Arbeit, die Ausdrucksmittel ständig weiterzuentwickeln und die Solisten in die schöpferische Arbeit einzubeziehen. Zeugnis davon geben choreographische Leistungen seiner Mitarbeiter und Schüler, so die Einstudierung des „Dreispitz" durch den ersten Solisten der Truppe, Rodolfo Rodriguez. Primaballerina Alicia Alonso dankte dem deutschen Publikum zum Abschluß der Tournee mit dem Versprechen: Wir kommen wieder.

Fotos Uhlenhut

**Eine Delegation der Volkskammer unter Leitung des Präsidenten Dr. Dieckmann besuchte auf Einladung des Obersten Sowjets mehrere Unionsrepubliken. Die Parlamentarier interessierten sich besonders für die Arbeitsweise der sowjetischen Volksvertretungen und sprachen über ihre eigenen Erfahrungen.**

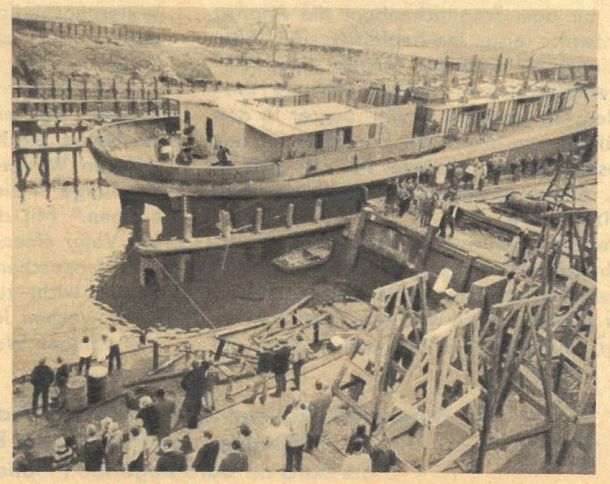


**Mehr als vierzig tropensichere Spezialmaschinen zur Reparatur von Fahrzeugteilen lieferte der VEB Werkzeugmaschinenfabrik Plauen in diesem Jahr vorfristig an die Demokratische Republik Vietnam.**

**Uberdimensionale Uhrwerke und ihre Zifferblätter restauriert und repariert Meister Paul Lis aus Ilsenburg oft in schwindelnder Höhe.**

**Den regelmäßigen Luftverkehr nach Algerien und Mali eröffnete Interflug am 27. Oktober 1966. Die neue Fluglinie Berlin–Algier–Bamako ist unsere längste Luftroute, die bis Conakry (Guinea) weitergeführt werden soll. Den ersten Rückflug buchte auch eine malinesische Delegation unter Leitung von Tidiani Keita, die von Willy Stoph empfangen wurde.**

**Einen Hoppersauger baute die niederländische Werft in Scheveningen für unsere Republik. Der schwimmende Bagger, auf den Namen „Ostsee" getauft, ist für den Einsatz im Rostocker Hafen bestimmt.**



Fotos: Zentralbild

# WÄLDER WANDERN AUF DEM WASSER

REPORTAGE ENTLANG DER ANGARA (5)

Als wir Anatoli kennenlernten, ahnten wir noch nicht, daß wir wenig später über das große Holz- und Zellulosekombinat in Bratsk berichten werden. Anatoli ist ein ruhiger, zurückhaltender Mann, der wie wir mit dem Tragflächenboot die Angara nordwärts reiste. Ihn begleitete sein Sohn, ein etwa sechsjähriger, blasser Junge. Unsere Reisebekanntschaft arbeitet als Holzfäller, ein schweres Metier, das er in den Wäldern um Bratsk als Zulieferer für das Riesenkombinat ausübte. Für uns galt er als erster Abgesandter der sibirischen Holzindustrie.

Er erzählte von dem schönen, aber oft entbehrungsreichen Leben in der Taiga. In einer Siedlung aus Holzhäusern, weitab der großen Städte wohnend, wird das Leben im Winter und besonders, wenn die Angara zugefroren ist und der Schiffsverkehr ruht, schwer, sehr schwer. Meist hält dann nur der Hubschrauber die Verbindung mit der Außenwelt offen. Allerdings ist es nicht selten, daß wegen widriger Witterungsbedingungen der Flugapparat nicht starten kann. Dauert diese Misere lange, und im letzten Winter war es so, können die Vorräte in der Siedlung knapp werden. Das eingelagerte Gemüse geht zur Neige, die Nahrung wird einseitig.

„Diesen Winter", so sagt Anatoli, „wird der Junge in einem Sanatorium in Irkutsk bleiben." Mit dieser Tatsache offenbarte der Vater einen wesentlichen Unterschied zum klassischen Holzfäller vergangener Zeiten. Nicht zuletzt gehören dazu auch sechs Wochen Jahresurlaub.

Vor wenigen Wochen, als das Material für

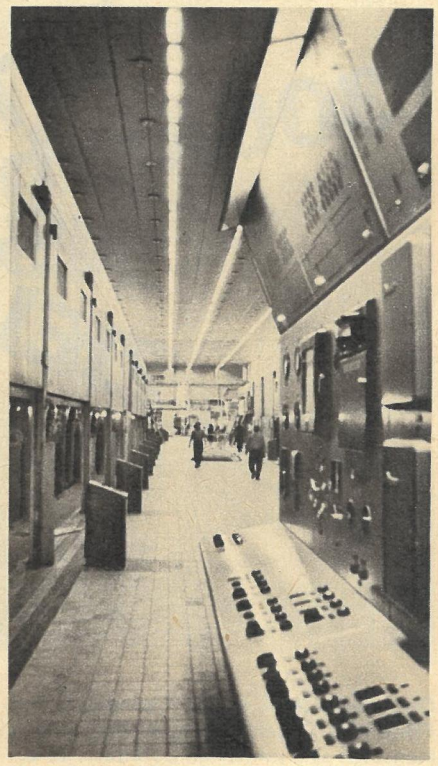
**Ingenieurin Tamara: „Urlaub in der Stadt der weißen Nächte."**
**Schlepper und Motorboote bugsieren im Holzhafen die Bord an Bord liegenden Flöße an die Anlandeplätze.**

Nina, Tamara und Tanja, drei von der Besatzung, die eine Kartonmaschine fährt. Die Anlage, an ihr sind nur 30 Menschen beschäftigt, liefert in 24 Stunden 800 Tonnen Kartonagen.

Eines der immensen Holzlager, die während der warmen Jahreszeit als Vorrat für die Wintermonate angelegt werden.

diese Reportage „erreist" wurde, wärmte sich die Taiga im heißen sibirischen Sommer. Heute, wenn der Bericht veröffentlicht ist, hält der Winter im Fernen Osten seinen Einzug. Im Irkutsker Institut für Geographie hängt eine Klimakarte Sibiriens. In blauer Farbe gibt sie die Temperatur an, und je weiter man nach Norden kommt, desto dunkler wird das Blau. Von der Karte kann man ablesen, wie man sich an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten kleiden muß, um Erkältungen oder Schlimmeres zu verhindern. Zur Kennzeichnung der Wärmeschutzeigenschaften der Kleidung dient eine Maßeinheit (klo), die einer Kleidung entspricht, in der ein Mensch in einem 18 Grad warmen Raum im Ruhezustand eine Oberflächentemperatur von 33 Grad besitzt. Diese Werte entsprechen den Wärmeeigenschaften eines Wollanzuges. Für die Gegend um Bratsk benötigt man allerdings im Freien

Bitte weiter auf Seite 15



Moderne Produktionsanlagen ermöglichen einen hohen Grad an Automatisierung.

Reportage: Paul Friedemann (Bild)
Wolfgang Winkler (Text)

Der freie Teil des Holzhafens, in dem die Schlepper vor Anker gehen. Im Hintergrund das Werk.

# MIT 300 km/h INS ZIEL

Gott Apoll stahl seiner Freundin Diana Pfeile und Bogen und schenkte sie den Menschen zum sinnvollen Gebrauch. So erzählt die Sage, die oft mit viel Phantasie von der Herkunft verschiedener Dinge zu berichten weiß.

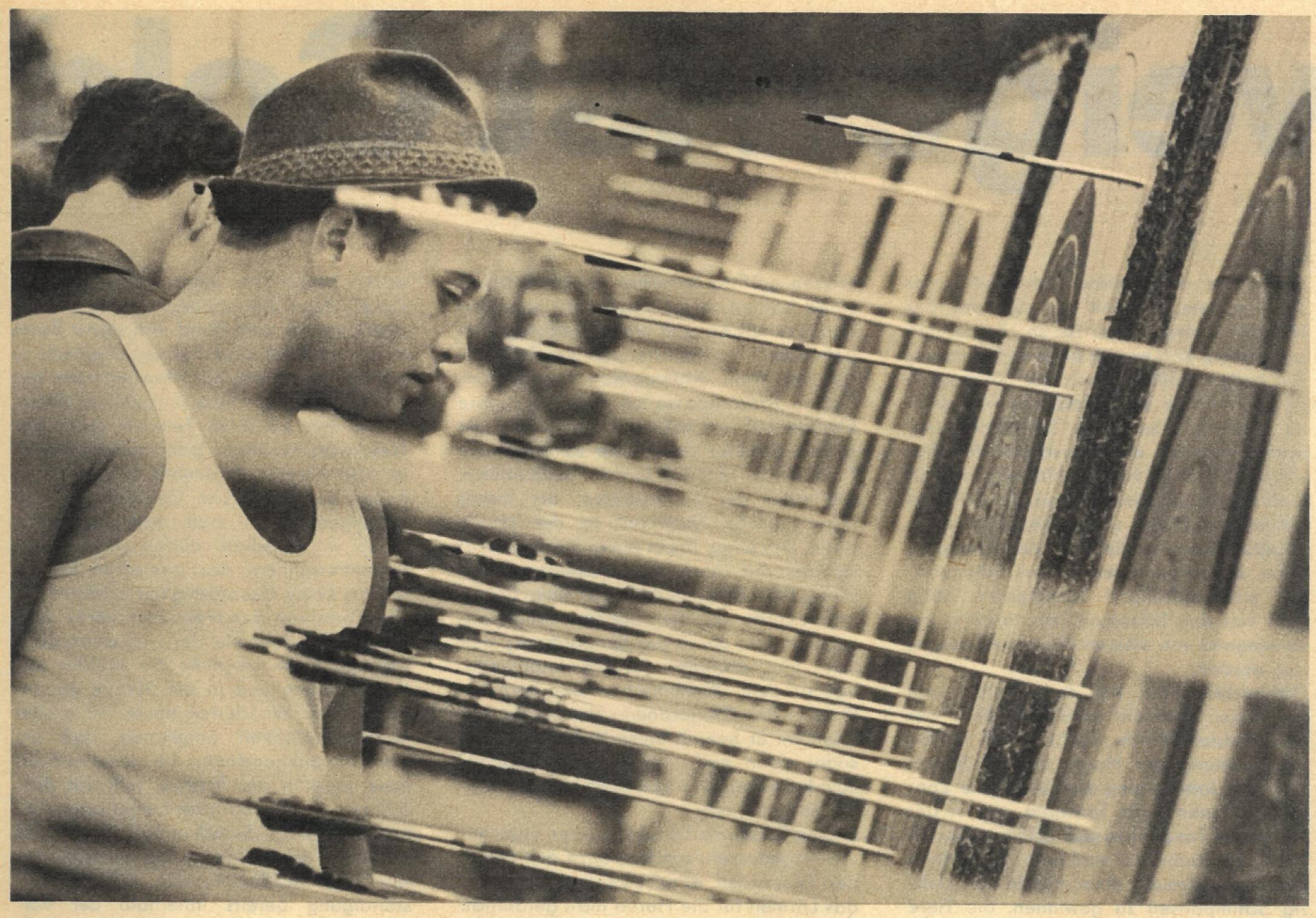
Tatsache aber ist, daß „das krumme Holz" zu den ältesten mechanischen Waffen gehört. Wollen wir Genaueres wissen, dann müssen wir die Archäologen fragen. Sie schätzen, daß vor etwa 50 000 Jahren bereits die ersten Sehnen surrten. Griechische und altenglische Schießlehren, Schriften und Zeichen aus Frankreich, Indien, China und der Türkei künden davon, daß Pfeil und Bogen ihre Bedeutung als Jagd- und später als Sportgerät nie verloren.

Bogenschießen – das erinnert an die Romantik der Jugendzeit. Und ein gut Teil dieser Romantik ist in ihm auch heute noch erhalten. Es gehört viel dazu, sich zu einer Sportart zu bekennen, die eigentlich längst der Vergangenheit angehört. Doch wird gerade das Bogenschießen in seiner Schönheit und Eleganz jedem, der es ausübt, viel Freude, Selbstbewußtsein und Entspannung schenken.

Man ist für das Bogenschießen nie zu jung und nie zu alt. Es ist für die Männer gut und für die Frauen vorteilhaft, weil es die Arm-, Rücken- und Bauchmuskulatur stärkt und die Körperhaltung unterstützt. Das Bogenschießen ist ein Sport, der zur Geschicklichkeit und Körperbeherrschung erzieht, der Kraft und Beharrlichkeit erfordert. Und nur der wird Sieger sein, der neben der physischen Kondition die stärksten Nerven und die ruhigste Hand besitzt. Geschossen wird über die Entfernungen 90, 70, 50 und 30 Meter (Herren) sowie 70, 60, 50 und 30 Meter (Damen). Das Ziel ist eine fünffarbige Zehner-Ringscheibe. In jeder dieser vier Disziplinen werden 36 Pfeile in zwölf Dreier-Serien abgelassen. Das ist eine FITA-Runde. Bei Weltmeisterschaften und Deutschen Meisterschaften erhöht sich die Zahl auf das Doppelte. Sieger ist derjenige, der insgesamt die höchste Ringzahl erreicht. Das gleiche gilt für die Mannschaft, die aus den drei besten Schützen gebildet wird.

Ein guter Schütze muß über eine Distanz von 30 Metern seine drei Pfeile in einem Zentrum unterbringen, das nicht größer als ein Bieruntersatz ist. So scheint es nicht verwunderlich, daß mit Pfeil und Bogen auch eine Bärenhatz – heute noch in Kanada und den USA üblich – möglich sein kann. Dazu trägt ebenfalls die Durchschlagskraft der Pfeile bei. Sie steht der einer 9-mm-Pistole nicht nach. Die Pfeile sind mit mathematischer Genauigkeit aus Duraluminium mit einer Stahlspitze gefertigt. Sie werden von Kunststoff-Edelholzbogen abgeschossen. Und das Wort „pfeilschnell" bezeichnet strenggenommen eine Geschwindigkeit von 300 km/h.

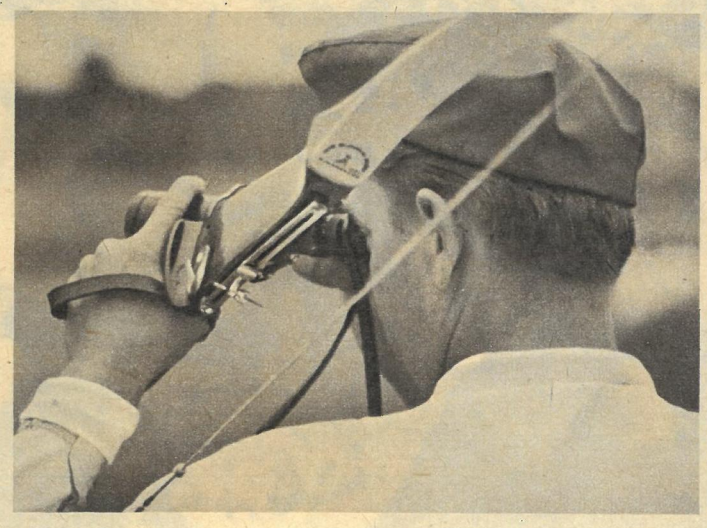
Ein geringes Abweichen beim Zielen, das kleinste Nachlassen in der Konzentration, ein falsches Muskelspiel oder ein anderer kleiner Fehler im Zusammenwirken der physischen und psychischen Kräfte kann eine „Fahrkarte" bedeuten, die bei der großen Ausgeglichenheit der internationalen Spitzenklasse nicht mehr auszubügeln



△
Einem Wald voller Pfeile gleichen die Ringscheiben, wenn ein Wertungsschießen beendet ist. Übrigens haben auch die Bogner nach 144 Wertungspfeilen Schwerstarbeit verrichtet und mehr als 3000 Kilogramm bewältigt.

△
Diana, die Göttin der Jagd, hätte sicherlich ihre helle Freude an ihr – Heide Isecke von Motor Jena gehört zu den besten Bogenschützinnen in unserer Republik.

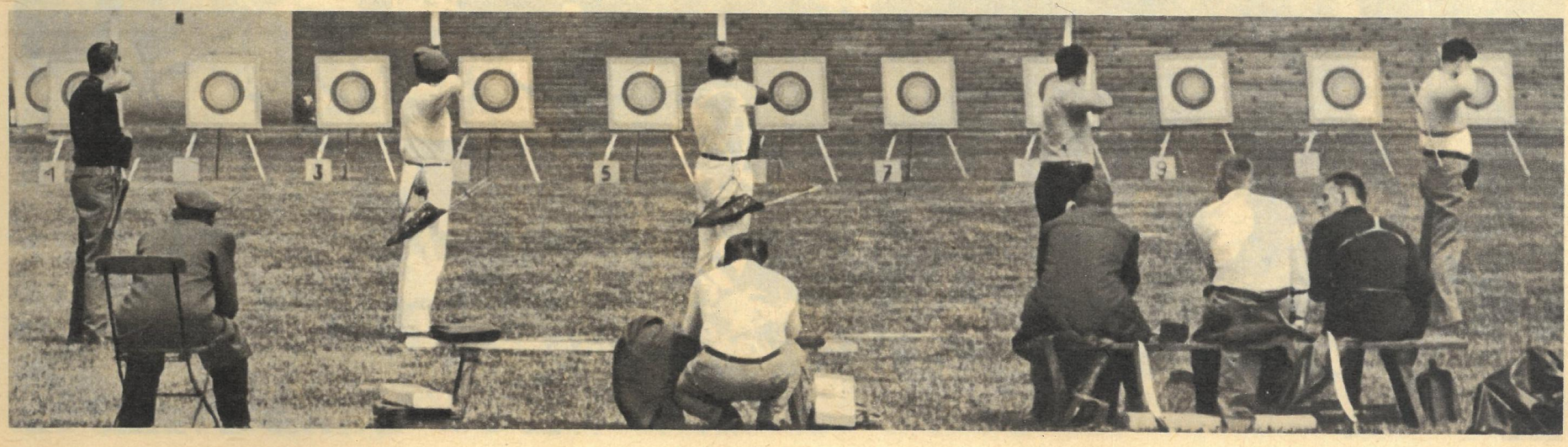
Sein besorgter Blick ist unbegründet; alle Pfeile haben ihr Ziel gefunden.
▽



◁ Gerhard Specht ist Träger des FITA-Sterns, der für 1000 Ringe im olympischen Dreikampf vergeben wird.

◁ 20 Kilopond Zugkraft hat so ein Bogen; da muß man schon die Zähne zusammenbeißen, wenn die Sehne aufgelegt wird.

Noch sind die Scheiben leer, aber schon in wenigen Sekunden werden die ersten Pfeile von der Sehne schnellen und sich mit der Geschwindigkeit einer IL 14 ins Ziel bohren.
▽



ist. Andere Fahrkarten dagegen sind auch bei den Bogenschützen sehr begehrt. Fahrkarten zu den Weltmeisterschaften und zu den Olympischen Spielen. Denn das Bogenschießen – 1900, 1904, 1908 und 1920 bereits olympischer Sport – wurde vom Madrider IOC-Kongreß erneut in das olympische Programm aufgenommen. Die Jünger Apolls treten 1972 wieder vor den Altar Olympias.

Seit 1961 ist der Deutsche Bogenschützen-Verband der DDR Mitglied der zweieinhalb Millionen Bogenschützen umfassenden Fédération Internationale de Tir á l'Arc (FITA), selbständig und gleichberechtigt. Unter den 38 nationalen Verbänden, die der FITA angehören, ist der DDR-Verband einer der jüngsten. 1950 gegründet, gehören ihm heute etwa 4000 Mitglieder an. Nicht viel. Vielleicht aber liegt es daran, daß Bogenschießen heute noch zu den Mauerblümchen unter den Sportarten zählt, unerkannt und oft nicht anerkannt.

Da hatten es die englischen Bogenschützen des Mittelalters leichter. So wird berichtet: Als man in England begann, dem aufkommenden Fußball freie Zeit zu widmen, statt mit dem Bogen zu trainieren, ließ König Edward III. ein Gesetz verkünden, nach dem „... jeder Mann von Leibes Gesundheit zur Mußezeit und an Feiertagen Bogen und Pfeile benütze und die Kunst des Schießens erlerne und übe".

Im Leistungssport hat Apoll auch seinen Erben den Schweiß vor den Erfolg gesetzt, denn Üben ist das A und O des Bogenschießens. Bei den Welttitelkämpfen konnten die Bogenschützen aus unserer Republik sich erst im Mittelfeld plazieren. Doch die Erfolge unserer Leichtathleten, Schwimmer und Ruderer spornten auch die Bogenschützen an. In diesem Jahr belegten sie bei internationalen Turnieren in Lodz, Budapest und Leipzig vordere Plätze, stellten 21 deutsche Rekorde auf, und der erst neunzehnjährige Jürgen Todtenhöfer von der BSG Stahl Maxhütte Könitz schoß sich mit 1116 Ringen bei den Deutschen Meisterschaften einen Platz in der Weltelite.

Kein lauter Sport ist das Bogenschießen. Bewegungslos steht der Schütze, zehn, fünfzehn Sekunden, voller Konzentration. Dann zuckt die Sehne, und der Pfeil schnellt davon, verfolgt vom Blick des Schützen. Er sieht ihn flach ansteigen und erkennt noch vor dem Einschlag, wie er treffen wird. Der Pfeil wendet sich ein wenig nach unten, entschwindet dem Auge. Dann erklingt der kurze Knall, mit dem der Pfeil die Scheibe durchbohrt. Erst jetzt senkt der Schütze den Bogen. Er atmet durch und greift in den Köcher nach dem nächsten Pfeil.

Es ist ein schöner Sport, von dem ein altes arabisches Sprichwort sagt: „Solange der Neumond am Firmament immer wieder die Form eines Bogens annimmt, solange wird auch in den Herzen der Menschen die Begeisterung für das Bogenschießen anhalten."

Fotos Ernst-Ludwig Bach
Text Karl-Heinz Lehmann

# Schweigen ist Gold

ZOODIREKTOR PROFESSOR DR. WOLFGANG ULLRICH, DRESDEN

## WIR UND DAS TIER

(14)

**Jane Goodall-Lavick lebt seit mehreren Jahren mit einer Horde wilder Schimpansen in den Galeriewäldern am Ufer des Gombe-Flusses in Tansania.**

Wenn wir nach einer Lautsprache der Tiere suchen, die mit der Sprache des Menschen vergleichbar ist, so könnte man annehmen, daß wir sie bei den Schimpansen finden müßten, denn der Schimpanse ist der nächste Verwandte des Menschen im Tierreich. Aber diese Schlußfolgerung erweist sich als ein Trugschluß. Wie Beobachtungen in freier Wildbahn und in Gefangenschaft gezeigt haben, verfügen Schimpansen über verhältnismäßig wenig Lautäußerungen, die der Verständigung unter den Artgenossen dienen. Schimpansen sind auffallend schweigsam, wenn man von den Schreitumulten absieht, die vorwiegend von älteren Männchen ausgelöst werden.

Offensichtlich gilt bei den Schimpansen die Regel: Wer am lautesten lärmt, wer den meisten Krach macht, steht in der Rangordnung der Horde an der Spitze. Vor zwei Jahren ging eine englische Zoologiestudentin nach Tansania, um in der Nähe des Tanganjikasees Schimpansen in freier Wildbahn zu studieren. Es gelang ihr, das Vertrauen einer Horde von siebzig Schimpansen zu gewinnen, die Tiere an ihre Nähe zu gewöhnen und Beobachtungen zu machen, die nicht nur in Fachkreisen größtes Aufsehen erregten. Inzwischen hat sie ihre Doktorarbeit geschrieben, promoviert und einen Tierfotografen geheiratet. Sie befindet sich zur Zeit wieder bei ihren Schimpansen am Gombe-Fluß in Tansania, wo sie noch zehn Jahre bleiben will, um völlige Klarheit über die soziale Struktur der Horde zu gewinnen. Frau Jane Goodall-Lavick beobachtete, wie einer der Schimpansen, der bisher keine „große Nummer" in der Horde hatte, sich eines Tages einen leeren Blechkanister aus ihrem Lager aneignete. Mit dieser Blechtrommel schlug er einen furchtbaren Lärm, der allen anderen Schimpansenmännern, die in der Rangordnung weit über ihm standen, derartig imponierte, daß sie dem „Krachmacher" den höchsten Platz in der Rangordnung der Horde einräumten. Er behielt diese Vorrangstellung sogar dann noch, als es Jane Goodall-Lavick gelang, ihm den Blechkanister wieder zu entführen.

Dieses Radaumachen kann aber nicht nur die Artgenossen, sondern auch den Feind, den Leoparden, einschüchtern. Insofern ist das Lärmen für die Horde nicht gefährlich. Sonst jedoch gilt für fast alle Bewohner der Bodenregion des Urwaldes das Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", denn ihre unübersichtliche Umwelt ermöglicht es dem Feind, sich seiner Beute im Dickicht des Unterholzes unbemerkt zu nähern. Wenn sich die Pflanzenfresser des Waldes ständig etwas mitzuteilen hätten, so würden sie ihren Feinden durch das Geschwätz nur ihren Standort verraten. Es ist also besser, im Urwald den Mund zu halten und sich durch Gebärden zu verständigen, wenn man möglichst lange leben will. Deshalb dürfen wir bei den Bodenbewohnern des tropischen Regenwaldes keine Gesprächigkeit erwarten.

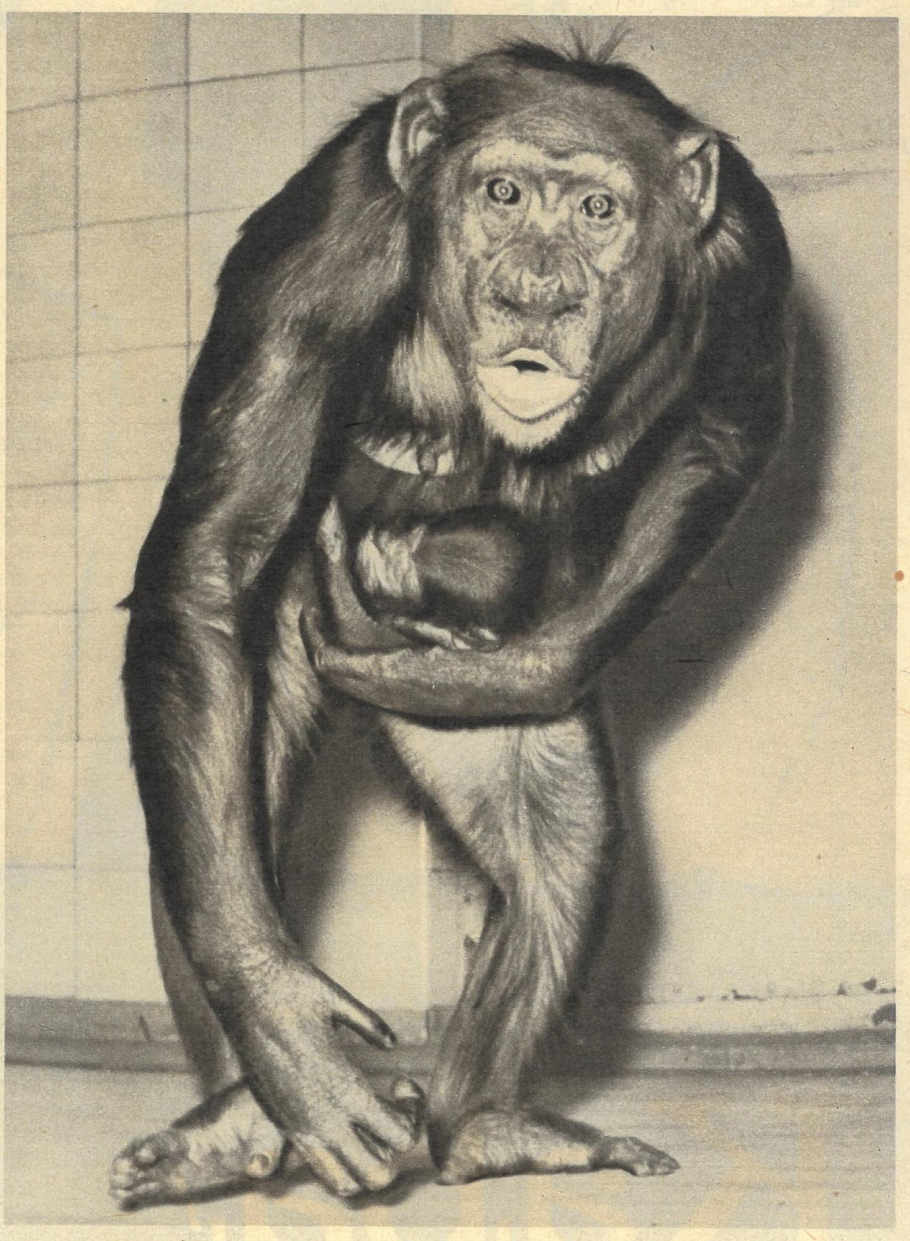
Die Vorfahren des Menschen wären wohl nie an die Schwelle der Menschwerdung gelangt, wenn sie nicht die Wälder verlassen hätten und in die Steppe gegangen wären. Wir dürfen heute mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die erste Produktionsform, die gemeinschaftliche Jagd in der Steppe, sehr zur Ausbildung unserer Sprache beigetragen hat, nachdem das „Sprechverbot" durch das Verlassen des Waldes aufgehoben worden war und Lautäußerungen für die Verständigung bereits innerhalb der Vormenschenhorde eine wesentliche Rolle spielten.

**Warum sind Schimpansen im zielgerichteten Werfen so begabt? Ihre Heimat ist doch der dichte, tropische Regenwald.**

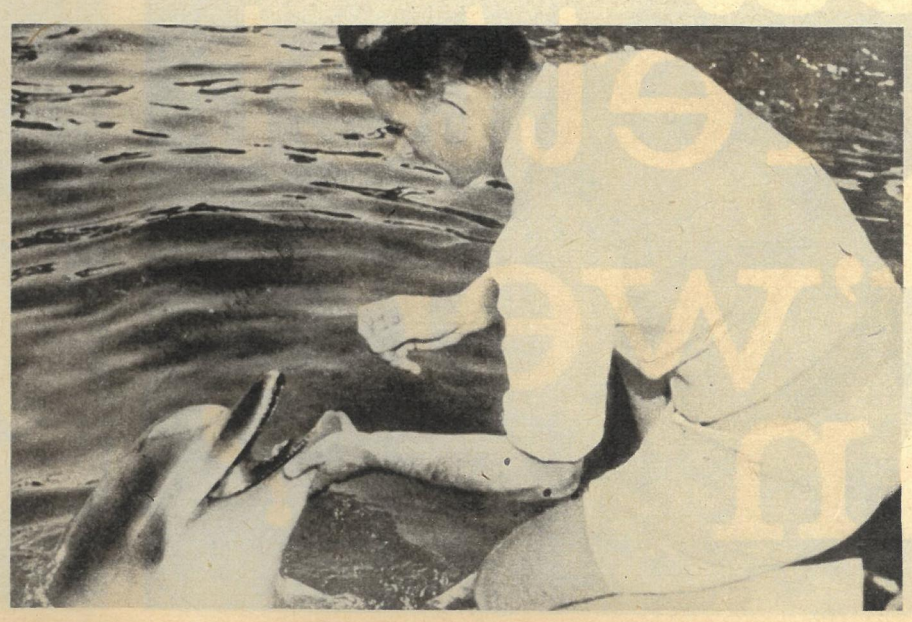
Nun ist es aber sehr merkwürdig, daß Schimpansenkinder wie Menschensäuglinge babbeln. Während jedoch beim Menschenkind aus diesen „Sprechübungen" schließlich die ersten Worte hervorgehen, bricht das Babbeln der Schimpansen im vierten Lebensmonat ab, zu jener Zeit also, da der junge Schimpanse, der sich bis dahin im Fell der Mutter festgeklammert hat und von ihr umhertragen ließ, beginnt, sich von der Mutter zu lösen. Der holländische Zoologe Kortlandt ist auf diese eigentümliche Tatsache aufmerksam geworden und zieht daraus die Schlußfolgerung, daß die Vorfahren der Schimpansen Steppenbewohner waren, bevor sie – möglicherweise sogar durch den Menschen – in die Wälder verdrängt wurden. Als Steppenbewohner aber haben sie vielleicht die allerersten Schritte zur Entwicklung einer Lautsprache getan, die sich jedoch im Urwald als sehr nachteilig erwies und der Auslese innerhalb der neuen Umwelt zum Opfer fiel. Deshalb setzt heute – wie Kortlandt vermutet – beim vier Monate alten Schimpansenkind das „Schweigegebot" ein, und das Babbeln bricht unvermittelt ab. Natürlich läßt sich diese Annahme schwerlich durch exakte Beweise untermauern. Aber noch einige andere, für das Leben im Urwald recht unerklärliche Fähigkeiten der Schimpansen geben uns zu denken: Schimpansen können zielsicher werfen. Das weiß jeder Zoobesucher, der sich einmal die Zeit genommen hat, diese Menschenaffen eingehender zu beobachten. Viele Zooschimpansen haben diese Begabung zu einem für sie offensichtlich sehr lustbetonten Spiel ausgebaut und überraschen die Besucher durch ihre Treffsicherheit. Da sie in der Auswahl der Wurfgeschosse nicht wählerisch sind und vom Stein bis zur Tomate alles benutzen, was ihnen in die Hände kommt, ist der Zoodirektor oft gezwungen, zum Schutz der Besucher Fangnetze aus Maschendraht oder Glasscheiben vor den Käfigen anzubringen. Welchen Nutzen aber, so fragt Kortlandt, hat diese Fähigkeit im tropischen Regenwald, wo man kaum fünf Meter weit schauen kann und zielgerichtetes Werfen durch das Dickicht der Pflanzenfülle unmöglich gemacht wird? Wieso besitzen Schimpansen eine Fähigkeit, die für ein Leben im Dschungel sinnlos ist? Haben sie dieses Verhalten in einer anderen Umwelt erworben, vielleicht in einer offenen, von nur wenigen Bäumen bestandenen Landschaft, die von ihren Vorfahren einst bewohnt wurde? Wieder lautet die Antwort: Wir wissen es nicht. Die Vermutungen lassen sich aber noch weiter spinnen. Nachdem wir nun mit Sicherheit wissen, daß Frau Goodall-Lavicks Schimpansen im Gombe-Reservat auch Jagd betreiben – diese Gombe-Schimpansen sind übrigens die einzigen Schimpansen, die nicht im Wald, sondern in der Savanne leben –; seitdem wir Kenntnis davon haben, daß sie kleine Antilopen, Affen und Insekten erbeuten und fressen, fällt es nicht mehr schwer, anzunehmen, daß ihre steppenbewohnenden Vorfahren sogar Anfänge einer gemeinschaftlichen Jagd ausgebildet haben könnten, vorausgesetzt natürlich, daß Kortlandts Vermutung stimmt. Damit soll jedoch keinesfalls gesagt sein, daß die Schimpansenvorfahren sich bereits auf dem Weg zur Menschwerdung befanden, sondern daß sie in Anpassung an ihre Umwelt Verhaltensweisen ausbildeten, von denen einige auch denen der Vorfahren des Menschen ähnlich waren.

Wir kommen so zu der logischen Schlußfolgerung, daß wir nur bei den Lebewesen Anlagen einer Lautsprache erwarten dürfen, die sich etwas zu sagen haben. Wenn wir also fragen, warum die nächsten Verwandten des Menschen im Tierreich, die Schimpansen, nicht sprechen, dann muß die Antwort lauten: Weil sie sich nichts zu sagen haben und es außerdem gefährlich ist, im Urwald zu sprechen.

Welche Tiere haben sich aber etwas zu sagen? Mitteilungen sind bei solchen Tieren notwendig, die in Gruppen leben, gemeinsam jagen und dabei eine Taktik entwickelt haben. Solche Jagdtaktiken finden wir bei den Wölfen. Während einige Wölfe des Rudels die Herde der Rentiere umgehen und von dieser Herde einzelne Tiere abdrängen, warten die anderen geduldig im Hinterhalt, bis ihnen die Abgesprengten zugetrieben werden. Das geschieht verhältnismäßig lautlos. Dafür aber ist bei den Wölfen die Gebärdensprache stark ausgebildet, wie wir das auch bei ihren domestizierten Vettern, unseren Haushunden, beobachten können. In letzter Zeit konnten wir in der Presse wiederholt recht sensationell anmutende Berichte über die Sprache eines anderen Tieres lesen, bei dem wir noch bis vor wenigen Jahren überhaupt nicht nach einer Sprache gesucht hätten: bei den Kleinwalen, den Delphinen. Nun berichten bereits alte griechische Schriftsteller, daß die Delphine Freunde des Menschen sind, weil sie Schiffbrüchige vor dem Tod des Ertrinkens retten und den Fischern die Fischschwärme in die Netze treiben. Man hat diese Berichte bis in unsere Tage hinein für Märchen und Sagen gehalten, wurde aber eines Besseren belehrt, als sich die Zoologen mit diesen Kleinwalen näher zu beschäftigen begannen. Sie stellten fest: Delphine haben ein Gehirn, das in seinem Aufbau dem Gehirn des Menschen sehr ähnlich ist. Sie können sich tatsächlich verständigen und haben ein Radarsystem entwickelt, mit dem sie unter Wasser Hindernisse oder Fischschwärme orten können. Sie schwimmen bedeutend schneller, als es eigentlich die Wasserverdrängung ihres Körpers zulassen dürfte, und tragen schiffbrüchige Menschen genauso wie ihre kranken Artgenossen auf ihrem Rücken an den Strand. So ist es kein Wunder, daß sich die Wissenschaft auf die Wundertiere des Meeres stürzte, um ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken. Die Delphinforschung hat erst vor wenigen Jahren begonnen. Wir dürfen wohl schon in nächster Zeit interessante Ergebnisse erwarten.



**Wenn das Schimpansenkind nach vier Monaten sich von der Mutter trennt, hört es auch auf zu babbeln. Im Laufe der nächsten Jahre entdeckt es seine Welt.**



**Die Mutter ist für den Schimpansensäugling das Nest. In den ersten Wochen hängt er im dichten Haar angeklammert an ihrer Brust.**

Fotos: Ullrich, Archiv

**Einige Zoologen behaupten, daß es gelingen wird, uns mit den Delphinen, den Wunderkindern des Meeres, zu unterhalten.**

Ja und nein. Von den über 600 Laienkabaretts der DDR mit ihren rund 6000 Mitgliedern kann man etwa fünf Prozent als Spitzengruppen bezeichnen – der „bescheidene" Rest kabarettet sich so lala durch die satirischen Ebenen. Die Ursache für den Abstand zwischen diesen und jenen ist der unverkennbare Mangel an qualifizierter Anleitung der meisten Gruppen, vor allem jener, die sich weitab vom großstädtischen Getriebe tummeln. Man muß das Kind mal beim Namen nennen, ehe es in den Brunnen fällt. Allerdings will ich das Kind auch nicht mit dem Bade ausschütten, denn es hat sich gerade in den letzten Jahren einiges getan, das die Diskrepanz zwischen der Anleitung einerseits und den Qualitätsforderungen andererseits verringert.

Das Zentralhaus für Kulturarbeit Leipzig und die entsprechenden Institutionen in den Bezirken riefen die Bezirksarbeitsgemeinschaften ins Leben, denen erfahrene Laien- oder Berufskabarettisten angehören und die vielerorts zu Stätten des Erfahrungsaustausches und der individuellen Qualifizierung wurden. Die Mitglieder der „Herkuleskeule" beispielsweise stehen der Dresdner BAG Laienkabarett ständig mit Rat und Tat zur Seite. „Spezialschulen für Leiter des künstlerischen Volksschaffens" wurden auch für die Sparte Kabarett eingerichtet. Besondere Lorbeeren verdiente sich dabei die „Herkuleskeule", dessen Direktor Manfred Schubert selbst die Spezialschule für die Laienkabarettisten aus den Bezirken Dresden, Karl-Marx-Stadt und Cottbus durchführte. Selbstverständlich im Verein mit anderen bewährten Fachleuten dieses Genres. Im Januar 1967 beginnt ein Oberstufenlehrgang der Spezialschule, in dem berufene Kabarettisten aus der ganzen Republik unterrichten. Die Absolventen dieser Schule sollen helfen, langsam eine Lücke in der Kabarettbewegung zu schließen.
Mehr gute Anleiter von Gruppen machen jedoch noch keinen kabarettistischen Hoch-Sommer. Dazu gehört ein besserer Kontakt aller zuständigen Leitungen zu ihren Kabaretts. Und hier liegt der scheinbar falsche Hase im anscheinend roten Pfeffer! Manche Kabaretts fühlen sich im Betrieb nur geduldet. Nicht wenige Funktionäre sehen rot, wenn sie vom Kabarett hören, weil sie oft leider nur vom Hörensagen wissen: „Aha, das sind die, die immer dagegen sind!" – „Jawohl", kann man da erwidern, „wir sind dagegen – weil wir dafür sind!" Diese einleuchtende Dialektik wird von manchen leidenden Leitern nicht begriffen, obwohl sie und die Kabarettisten im Grunde genommen an einem Strang ziehen – nur eben jeder mit seinen Mitteln.

Peter Nelken, der leider zu früh verstorbene, von allen hochverehrte Freund und wirkliche Helfer des Kabaretts, sprach jedem Kabarettisten aus der Seele, als er Ende 1965 auf der Konferenz „Wirksamere Kabarettexte!" ausführte: „. . . wir sagen . . . nichts anderes, als der Parteisekretär auch sagt; wir sagen es nur anders – hoffentlich!" Was dieser parteilich, voll Ernst und Sachlichkeit betont, servieren jene, nicht weniger parteilich, mit Witz, Humor und Ironie – womit ich nicht etwa eine pauschale Humorlosigkeit von Parteisekretären proklamiert haben wollte. In Dönschten, Kreis Dippoldiswalde, wird beispielsweise das Lehrerkabarett „Der Zeigestock" vom Parteisekretär Dieter Gutwald so gut geleitet, daß die Gruppe für die Teilnahme an den IX. Arbeiterfestspielen vorgeschlagen wurde.

Für die geglückte Identität von Funktionär und Kabarettist gibt es wahrlich noch einige Beispiele, die immer mehr Schule machen. Wo das zutrifft, vereinen sich oft Parteilichkeit und künstlerische Qualität zu einer klaren Aussage des Programms. Bestens bekannt dafür ist das Kabarett „Der Mischer" des VEB BMK Süd Leipzig, das bei den letzten Arbeiterfestspielen in Potsdam eine Silbermedaille errang und im Herbst 1966 mit dem „Kunstpreis der Stadt Leipzig" ausgezeichnet wurde. Der Ober-Mischer Helmut Berger erhielt den Preis für künstlerisches Volksschaffen 1966.

Distelblüte Otto Stark – wie blühen die stachligen Brüder?

# Kaba rettet sich, wer kann?

„Kritische 13" (Potsdam)

„Paprikaner" (Görlitz)

„Die Taktlosen" (Halle)

„Spechte" (Nauen)

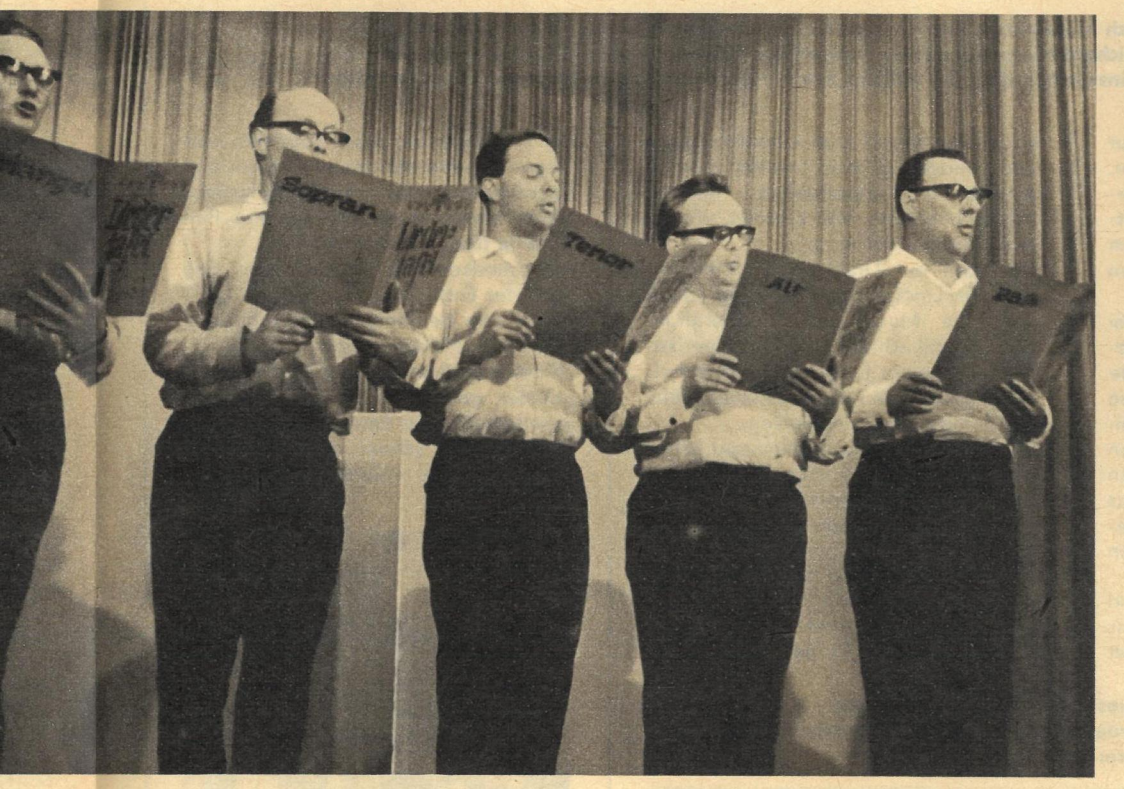
13" (Potsdam)

er" (Görlitz)

„Waschbrett" (Karl-Marx-Stadt)

„Der Stachel" (NVA)

„Rabauken" (Userin)




osen" (Halle)

(Nauen)

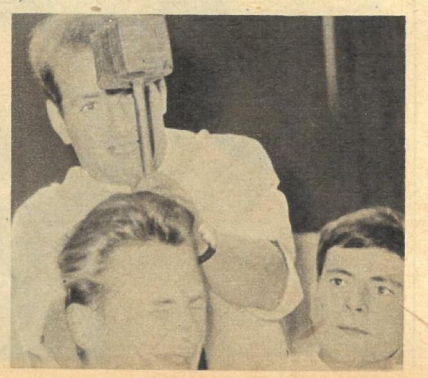
„Mischer" (Leipzig)

„Spottniks" (Dresden)

„Die Blende" (Gottleuba)

„Familien" (Brandenburg)

„Zeigestock" (Dönschten)



Er ist seit acht Jahren Leiter, Regisseur sowie Textautor zugleich . . . und im BMK „mischt" er als Ökonomischer Direktor mit. Er schrieb für die über 700 Auftritte zwei Drittel der rund 200 Szenen selbst. Probleme und Mängel, denen Helmut Berger in seiner Arbeit als Ökonomischer Direktor begegnet, werden abends auf der Bühne kabarettistisch effektvoll „verkauft". Das Publikum war bisher immer hellauf begeistert, und den angeschossenen Bremsklötzen unserer Entwicklung ging bei den hieb- und stichfesten Attacken oft ein Licht auf. Das Geheimnis der „Mischer"-Mischungen besteht in der gekonnten Verbindung von verantwortungsvollem ökonomischem und politischem Denken und ernster künstlerisch-schöpferischer Arbeit im Kollektiv.

Für die Leipziger „Mischer" und für etliche andere Spitzengruppen – wie die Hallenser „Taktlosen", die vom Tele-BZ-Mann Edgar Külow angeleitet werden und bei den letzten Arbeiterfestspielen eine Goldmedaille erhielten – ist das Kabarett ein bewußt angewendetes künstlerisches Mittel der massenpolitischen Agitation. Sie sind also „am Drücker". Sie greifen wichtige aktuelle Themen auf und bringen diese wirkungsvoll an den Mann, weil sie tief genug loten, Ursachen und Zusammenhänge von wesentlichen Problemen beleuchten. Andere Gruppen – und das ist der größte Teil unserer Kabaretts – sind politisch-ideologisch nicht so wirkungsvoll, weil sie brennende Probleme oft nicht erkennen und wenn doch, sie nur oberflächlich oder konstatierend behandeln. Ihnen fehlt die kontinuierliche Zusammenarbeit, also die ideologische Anleitung durch die verantwortlichen Leiter. (Die Interpretationsschwächen bei einigen dieser Gruppen spielen zwar keine unwesentliche, aber doch eine sekundäre Rolle.)

Die ZAG Laienkabarett mit ihrem erfahrenen Sekretär Max Hohl kann auf ihrer Habenseite verbuchen, daß sie und ihre 23 Mitglieder aus allen Bezirken die Kabarettbewegung wesentlich beeinflussen. Sie orientiert in allen Bereichen und bei zentralen Veranstaltungen, wie der bedeutsamen Kabarettkonferenz 1965 und dem Kabarettwettbewerb zu Ehren des 20. Jahrestages der SED, entsprechend den Beschlüssen von Partei und Regierung auf konkrete Nah- und Fernziele. So wird im Februar 1967 ein grundlegendes Seminar zur nationalen Problematik Deutschlands in Berlin stattfinden, an dem unsere bekanntesten Berufs- und Laientexter teilnehmen werden. Eine theoretische Konferenz zu Fragen des Kabaretts für das Jahr 1968 wird schon jetzt vorbereitet.

Die IX. Arbeiterfestspiele in Dresden werden ein Gradmesser dafür sein, wie unsere Laienkabaretts ihrer gesellschaftlichen Aufgabe gerecht geworden sind. Rund zwanzig Gruppen wurden vorgeschlagen, sie bereiten sich jetzt intensiv auf diesen Höhepunkt vor. Namhafte Kabarettisten, wie Edgar Külow, Kurt Zimmermann und andere, greifen ihnen dabei hilfreich unter die Arme . . .

Der Kabarettwettbewerb 1965/66 mobilisierte viele Gruppen und verschaffte gleichzeitig einen ungefähren Überblick über die Zahl der Laienkabaretts:

| | |
|---|---|
| Halle | 42 |
| Magdeburg | 30 |
| Frankfurt (O.) | 30 |
| Berlin | 47 |
| Potsdam | 35 |
| Schwerin | 44 |
| Karl-Marx-Stadt | 97 |
| Erfurt | 50 |
| Rostock | 20 |
| Gera | 44 |
| Leipzig | 58 |
| Neubrandenburg | 40 |
| Dresden | 18 |
| Cottbus | 35 |
| Suhl | 20 |

Fotos: Denger (1), Nosko
Text: Eugen Nosko

*Klaus Ullrich:*

# Laut Gesetz: Elektrischer Stuhl

Als man ihn vor dreißig Jahren in Trenton auf den elektrischen Stuhl führte, bewegte die Kunde noch einmal die ganze Welt: Der Mörder des Lindberghbabys wird hingerichtet. Vier Jahre zuvor – genau am 2. März 1932 – hatte Amerika schon seinen furchtbaren Fluch über ihn gesprochen, ohne seinen Namen zu kennen, seine Herkunft, sein Geschlecht. Er hatte den zweijährigen Sohn des Obersten Charles Lindbergh, amerikanischer Nationalheld, seitdem er 1927 in einem hoffnungslosen kleinen, einsitzigen Flugzeug von New York aus den Ozean überquert hatte, entführt.

**Ein Dokument, das von der amerikanischen Bildagentur UPI in alle Welt verschickt wurde: Bombenangriff auf die DRV.**

Ein Heer von Polizisten und Detektiven ward in Marsch gesetzt, Amerikas größte Gewerkschaft rief ihre Mitglieder auf, den Verbrecher suchen zu helfen, und schließlich erwog man sogar allen Ernstes, den Gangsterkönig Al Capone aus der noch längst nicht verbüßten elfjährigen Zuchthaushaft zu entlassen, da er nicht nur tausend Dollar für die Ergreifung des Täters gespendet, sondern sich erboten hatte, ihn an der Spitze seiner Gang aufzuspüren.

In diesen Stunden kam auch ein neues Gesetz zustande, das Kidnapping (englischer Begriff für Kindesentführung) unter Todesstrafe stellte.

Niemand ahnte im Frühjahr 1932, daß alles Forschen nach dem Kind vergeblich war. Der kleine Charles August Lindbergh war schon in der Nacht der Entführung ermordet worden. Als man die Leiche durch einen Zufall im Mai endlich fand, schrie die New-Yorker „Daily News" in fetten Zeilen: „Solange die Mörder nicht gestellt und den Gerichten überantwortet werden, sind die Kinder in Amerika nicht sicher. Und die übrige Welt kann auf dieses Land deuten und sagen: ‚Das ist das Land, in dem Verbrecher dem Gesetz trotzen und ehrbare Bürger peinigen.'"

Und an der Spitze des Blattes las man:

**Das Lindberghbaby und sein Tod durch Mörderhand lieferten der Weltpresse über Wochen und Monate Schlagzeilen. Für den vermutlichen Kindesmörder Richard Hauptmann (hier flankiert von Kriminalbeamten) forderten die Zeitungen die Todesstrafe. In Vietnam machten inzwischen die USA-Militärs den Massenmord an Kindern zum „erlaubten Mittel".**

„Bringt die Lindberghmörder zur Strecke! Diese verruchten Übeltäter, diese Ungeheuer, die das Kind entführten und wahrscheinlich auch verantwortlich sind, daß Oberst Lindbergh um 50 000 Dollar betrogen wurde, laufen noch immer frei herum!"

Bruno Richard Hauptmann wurde zwei Jahre später als vermutlicher Täter gestellt, und kein Gericht der USA hätte es wohl wagen dürfen, gegen ihn eine andere Strafe zu verhängen als den Todesspruch. Nur Indizien zeugten gegen ihn, Rechtsgelehrte blieben skeptisch bis zum letzten Tag, doch das Oberste Gericht wagte nicht, ihn zu begnadigen. So führte man ihn auf den elektrischen Stuhl von Trenton.

Weil er ein Kindesmörder war! Und weil der Mord an einem Kind ganz Amerika empört, fast in Raserei versetzt hatte. Und heute? Drei Jahrzehnte nach der Hinrichtung von Trenton morden Amerikaner vietnamesische Kinder, täglich Hunderte. Viel brutaler, als der Lindberghmörder es tat.

Da wäre ein Unterschied? Vielleicht der: Der Lindberghmörder stieg nachts über die Mauer des Lindberghanwesens, still schleichend. Die amerikanischen Bomber fliegen am sonnenhellen Tag über die vietnamesischen Höfe, mit dröhnenden Triebwerken.

Oder der: Der Lindberghmörder tat es um der Erpressung willen, wegen des Geldes. Die amerikanischen Kindermörder unserer Tage behaupten, sie tun es um des Friedens willen. Die Erpressung haben sie also gemein mit dem, der vor dreißig Jahren auf dem elektrischen Stuhl endete. Der größte Unterschied aber ist der: Damals rief der Präsident der USA Polizisten und Detektive, den Mörder zu fangen, und unterschrieb das Lindberghgesetz. Heute schickt er die Mörder aus, ihre Befehle tragen seinen Namen.

Als amerikanische Reporter am Tag nach der Entführung des kleinen Lindbergh den berühmten Albert Einstein um seine Meinung baten, sagte er: „Kindesentführung ist ein Zeichen mangelnder geistiger Gesundheit in der gesellschaftlichen Entwicklung!"

Es fällt nicht schwer, dieses prophetische Wort in unsere Zeit zu übertragen.

**Erstarrt vor Schmerz ist das Gesicht dieser vietnamesischen Mutter. Die Anklage des amerikanischen Mordes am tapferen vietnamesischen Volk hat die friedliebende Welt jetzt zu ihrer Sache gemacht.**

**Das „Handwerk" der amerikanischen Soldateska in Südvietnam: Vertreibung von Haus und Hof, Brandstiftung und Mord.**

Und so einig sich einst Amerika war, den Mörder des Lindberghbabys auf dem elektrischen Stuhl enden zu lassen, so einig ist sich heute die Welt, daß die Mörder der vietnamesischen Kinder kein anderes Ende treffen kann.

Wie hatten die „Daily News" geschrieben? „Die übrige Welt kann auf dieses Land deuten und sagen: ‚Das ist das Land, in dem Verbrecher dem Gesetz trotzen . . .'"

Fotos: Archiv (2), Zentralbild (3)

# TRÄUMER FÄLSCHER SPEKULANTEN

2

TATSACHENBERICHT VON WERNER EMMRICH

### . . . und wieder im alten Geschäft

Es war keineswegs zufällig, daß die Briefmarkenfälschungen mit ausgesprochen politischer Zielsetzung nach dem Kriege durch obskure Organisationen, die ihren Sitz in Westdeutschland und in Westberlin hatten, wieder aufgenommen wurden. Hier war es vor allem die sogenannte „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit", die Marken der Deutschen Demokratischen Republik fälschte.

Ein Spezialist auf diesem Gebiet ist ein gewisser Kleine in Westberlin. Seine Fälschungen sollten nicht nur uns, sondern auch die westdeutschen Sammler schädigen.

Bezeichnenderweise hat man nie gehört, daß die bundesrepublikanische Justiz an den Fälschungen des Kleine Anstoß genommen hätte. Wie sollte sie auch! Die Fälschungen waren doch im Sinne der offiziellen Bonner Politik – und so sind sie auch charakteristisch für die Haltung der herrschenden Kreise Westdeutschlands; sie tragen dazu bei, das Urteil über eine Gesellschaftsordnung zu fällen, die mit primitiven Fälschungen ihre miserable und anachronistische Politik aufzuwerten gedenkt und nicht davor zurückschreckt, Berufsverbrecher wie diesen Kleine, von dem in den einschlägigen Kreisen berichtet wird, daß er einst im „Unternehmen Bernhard" mitgewirkt hat, in ihre Dienste zu nehmen.

## Die Kunst der Fälschung

Paris hatte am 20. April 1948 eine echte Sensation: Der Italiener Jean de Sperati, der sich selbst mit vornehmer Bescheidenheit als Begründer der „Briefmarkenkunst" und als „Rubens der Philatelie" bezeichnet hatte, mußte vor Gericht erscheinen.

Der wendige und geschäftstüchtige de Sperati war im Oktober 1947 unter der Beschuldigung verhaftet worden, eine der seltensten Marken der Welt, die schwedische 3 Skilling von 1855 mit gelbem Fehldruck, nachgeahmt und an einen schwedischen Sammler verkauft zu haben. Zu seiner Verteidigung erklärte de Sperati dem Gericht: „Ich bin kein Fälscher, sondern ein Künstler und ein Schöpfer. Es gibt kein Gesetz, das die Nachahmung von Briefmarken zu Sammelzwecken verbietet . . ." Es half ihm wenig. „Rubens" de Sperati mußte ins Gefängnis.

Briefmarke und Fälschung – das gehört zusammen, durchzieht wie ein roter Faden die über hundertjährige Geschichte dieses kleinen Stückchen Papiers, das als Wertzeichen oft nur geringen Wert besitzt, aber – getrieben von Sammlerleidenschaft und Spekulationsgier – phantastische Werte erreicht.

Es gibt wohl kaum eine Marke, die nicht gefälscht ist, und häufig sind die Falsifikate so gut, daß sie von echten Marken nicht unterschieden werden können. Oft bleibt den Experten kein anderer Weg, als die falsche Marke ebenfalls für echt zu erklären, denn sonst müßte – Gesetz einer teuflischen Logik – auch die echte Marke für falsch erklärt werden.

Die kapitalistische Profitjagd hat sich schon sehr früh dieses Gebiet erobert. 1859 mußte sich die königlich hannoversche Post mit der Herausgabe von „Warn-Kartons", auf denen zum Vergleich die echte und die falsche „1-Groschen-rot" aufgedruckt waren, gegen die Fälschung ihrer ersten Marken wehren. Im Winter 1853 wurde in Verona eine Fälscherbande verhaftet, die 15- und 30-Centesimi-Marken der österreichischen Post für die Provinzen „Lombardisch-Venetianisches Königreich" in einer solchen Perfektion hergestellt hatte, daß die Wiener Post monatelang damit beschäftigt war, den Fälschern auf die Spur zu kommen.

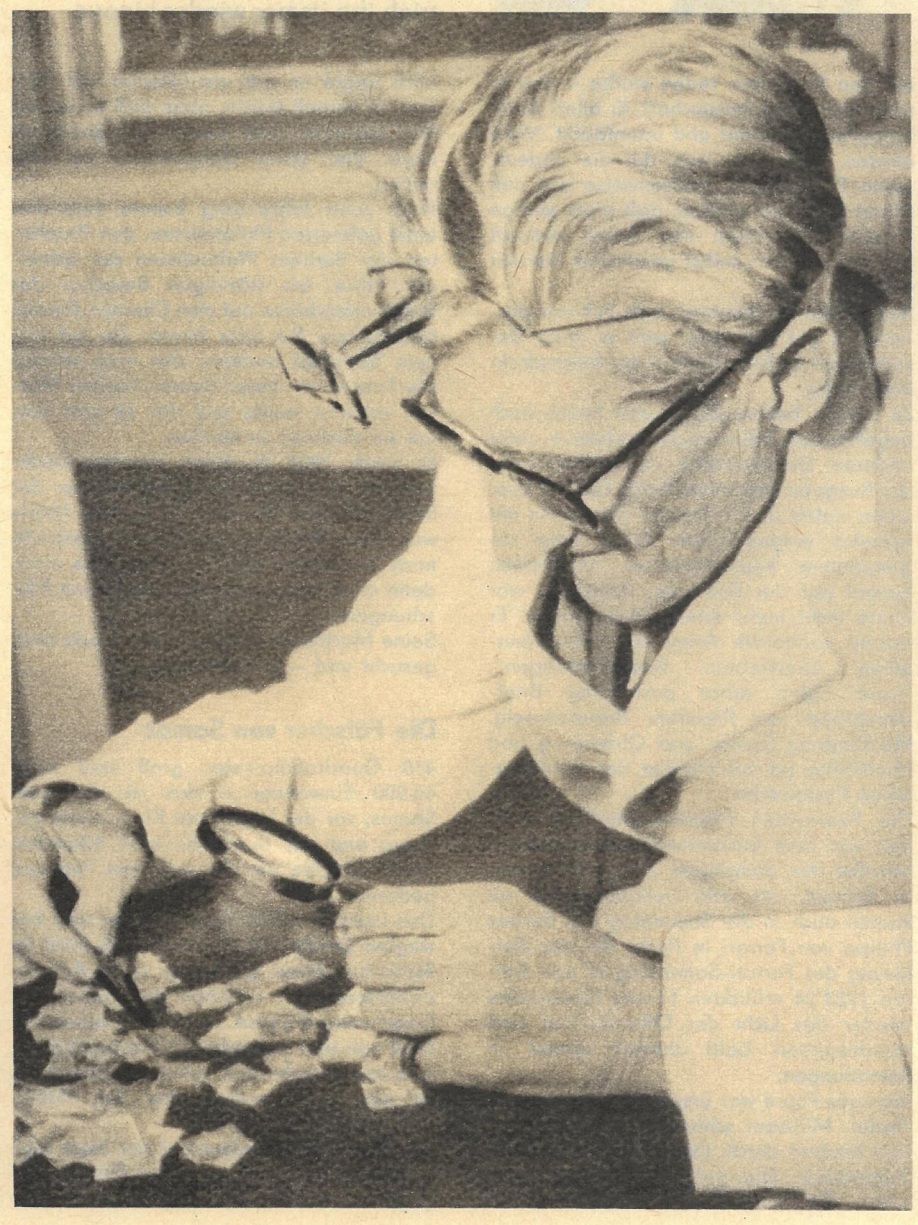
Das österreichische Handelsministerium, schockiert über diese Fälschungen, stellte das Fälschen von Briefmarken unter hohe Strafen und ordnete an, daß selbst echte Marken eingezogen werden müßten, wenn sie irgendwie „auffällig" seien.

Um sich vor Falsifikaten zu schützen, wurde weiter angeordnet, daß mit solchen Marken frankierte Postsachen der Behörde vorzulegen waren.

Das trug nicht gerade dazu bei, die Beförderung eines Briefes zu beschleunigen. Deshalb verlangten die Großfirmen, daß ihnen am Postschalter ausdrücklich die Echtheit der Marken bestätigt wurde. „Va bene" – geht in Ordnung – schrieb der Mann am Schalter auf den Briefumschlag.

Selbstverständlich bemächtigten sich später die Spekulanten dieser Fälschungen. Heute sind die wirklich beförderten und abgestempelten Fälschungen teurer als die echten gebrauchten Marken.

„Ich bin kein Fälscher", behauptete Jean de Sperati zwar nach seiner Verhaftung, doch es nützte ihm nichts. Das Gericht hatte wenig Verständnis für die „Kunst" des Italieners und setzte den „Rubens der Philatelie" für einige Zeit hinter Schloß und Riegel.



### Der „ehrliche" Fälscher

Im ersten Weltkrieg starb in Genf ein Mann, der die Fälschung als Geschäft im Großen betrieb. Allen anderen Fälschern hatte er eines voraus: Fournier gab zu, ein Fälscher zu sein. „Ich fälschte, wie der Kunstverleger die Gemälde eines Cezanne oder eines Monet so kunstvoll wie möglich reproduziert."

Fournier, der von 1896 bis 1898 Mitglied des „Schiedsgerichtes der Internationalen Briefmarken-Ausstellung" in Marseille war, besaß in Genf eine graphische Anstalt, eine Druckerei, einen Kunstverlag und ein „Krankenhaus" für verletzte Briefmarken, die dort rasch gesund „gepflegt" wurden. Er gab sogar eine Zeitschrift heraus, die mit entwaffnender Offenheit verriet, was er trieb: „Le Faksimile".

Bis 1914 fälschte Fournier dreitausendsechshunderteinundsiebzig verschiedene Briefmarken aller Kontinente, die er 1914 in einer Preisliste als „Musterbeispiele der Gravur" bezeichnete. Er bot seine Fälschungen als „Lückenbüßer" für den kleinen Sammler an, der niemals in der Lage sein würde, echte kostbare Marken zu kaufen, um seine Sammlung zu komplettieren.

Bei seinem Tode wurden falsche Marken mit einem Gewicht von fast einer Tonne verbrannt. Wenn auch Fournier noch zugab, seine Marken seien Fälschungen, so gaben bereits die Käufer diese Fälschungen als echte Marken weiter. Fournier wurde der Fabrikant, der für die Betrüger die gefälschte Ware herstellte – und es steht alles dafür, daß dem „ehrlichen" Fälscher Fournier diese Tatsache nicht nur bekannt war, sondern daß er ganz bewußt dieses Geschäft betrieben hat.

### Glanz und Elend Georges Fourés

Er wurde zunächst bekannt als – harter und leidenschaftlicher Gegner aller Fälscher. Als Schriftleiter der „Berliner Illu-

Fortsetzung Seite 14

Fortsetzung von Seite 13

strierten Briefmarkenzeitung" hatte er sich ein Forum geschaffen, das ihm nicht nur Plattform für seine Attacken gegen die Fälscher war, sondern auch dazu diente, seine eigenen Fälschungen zu publizieren.

Sprachlehrer Georges Fouré, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin ein geachteter Philatelist, überraschte jahrelang immer von neuem die Sammler mit seinen „Neuentdeckungen" auf dem Gebiet der klassischen Marken. „Neuentdeckungen", die von ihm selbst fabriziert worden waren. Neben de Sperati und Fournier war er der dritte große Fälscher der Vergangenheit.

Georges Fouré war eine der schillerndsten Figuren im Berlin der achtziger Jahre; gut vertraut mit den Sehnsüchten und Träumen vieler Sammler, produzierte er genau das, was sie suchten, was ihnen Erfüllung ihrer Leidenschaft bedeutete. Selbst als die Mitglieder seines einst von ihm gegründeten ersten philatelistischen Vereins für Deutschland, des „Vereins für Briefmarkenkunde, Berlin", ihn aus ihren Reihen stießen, leuchtete sein Stern am Philatelistenhimmel noch hell.

1879 unternahm es der Briefmarkenhändler Paul Lietzow, mit der kleinen Broschüre „Das schwarze Buch der Philatelie" den Fälscher Fouré zu entlarven; aber Lietzow unterlag. Verbittert mußte er erkennen, daß der skandalumwitterte Fouré der Stärkere war.

Fouré, von dem es in dem Buch „Romantik der Briefmarke" von Büttner heißt, daß er ein „Fälscher aus Leidenschaft" gewesen sei, dem das Falschspiel „zu einem nicht mehr zu entbehrenden Laster geworden war", zog niemand ins Vertrauen. Er war ein Einzelgänger, der seine Geheimnisse für sich behielt und, zum Unterschied zu de Sperati und Fournier, so wenig eitel war, daß er keinen Wert darauf legte, in der Öffentlichkeit als Meister in seiner Kunst zu gelten.

Fouré kannte sich aus; er wußte, wie man mit den Sammlern reden mußte – und er trieb sein Spiel meisterhaft. Er blieb Jahre hindurch unerkannt und unentdeckt. Viele ahnten, daß er es war, der die altdeutschen Fälschungen massenweise auf den Markt warf; sie spürten, daß nicht wenige Marken, die ihnen von Fouré verkauft wurden, von ihm selbst geschaffen worden waren.

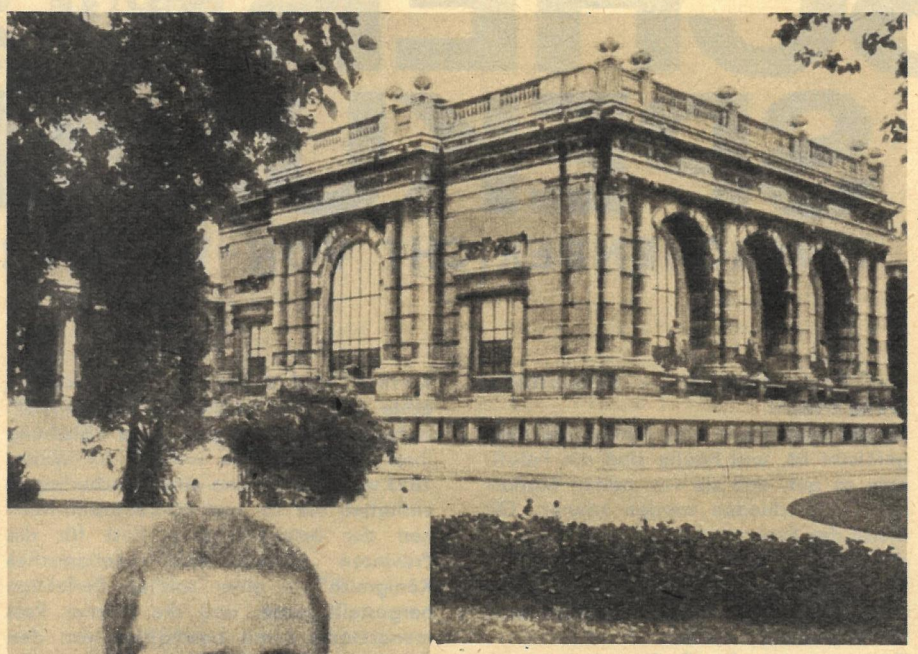
Seine „Werke" konnten zum Teil nur deshalb so gut gelingen, weil er gute Beziehungen zu Angestellten der Reichsdruckerei hatte.

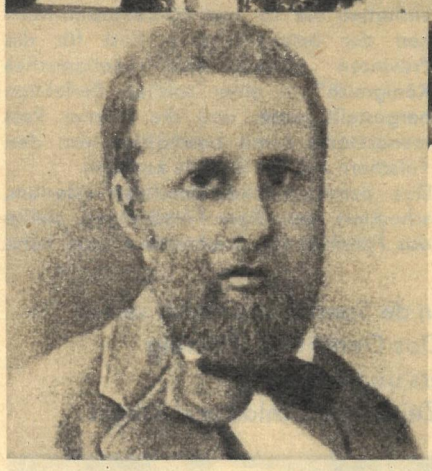
Zu seinen bekanntesten und heute noch begehrtesten Fälschungen gehörten unter anderen Doppelstücke und Viererblocks der Ausgabe Deutsches Reich 1872 1/4 Groschen violett und 7 Kreuzer ultramarin mit verkehrt eingeprägtem Adler oder sogenanntem kopfstehendem Mittelstück. Einmal auf der Bahn des Fälschers, war Fouré nicht mehr davon abzubringen. Er erfand zahlreiche Arten von „Norddeutschen überklebten Briefumschlägen". Fouré nahm echte postalische Briefumschläge von Preußen, Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg und überklebte sie mit Marken des norddeutschen Postbezirks.

Die Fouréschen Phantasieprodukte wurden von dem bekanntesten Briefmarkenhändler der damaligen Zeit, I. M. Moens in Brüssel, als echt verkauft, und sie kamen auch in die Sammlung des Barons Philipp von Ferrari in Paris. Bei der Auflösung der Ferrari-Sammlung in den Jahren 1923/24 erblickten Fourés Erzeugnisse wieder das Licht der Öffentlichkeit und verschwanden bald darauf erneut in Sammlungen.

Georges Fouré war ursprünglich ein armer Teufel. Mühsam schlug er sich mit Frau und Kindern durch. Dann kam sein großer Augenblick: Die gefälschten „Norddeutschen Überklebten" machten ihn mit einem Schlag zum reichen Mann. Wie einst der sagenhafte phrygische König Midas, bei dem sich alles, was er anfaßte, in Gold verwandelte, so münzte Fouré aus den gefälschten Papierstückchen blankes Gold. Doch es hielt sich nicht in seinen Händen. Fouré war nicht nur ein Schwindler, Fälscher und Betrüger, er war auch ein Spieler, Verschwender und Glücksjäger, dem das Geld durch die Finger rann.

1893 schlug für den Fälscher Fouré die Stunde des Untergangs. Der damalige Landgerichtsrat und Kurator des Reichspostmuseums, Carl Lindenberg, hatte ihn so lange gejagt, bis Fouré es vorzog, Berlin zu verlassen. Noch in diesem Augenblick zeigte er sich als Fälscher von Format. Er verließ Berlin, ohne daß es seinen Widersachern und Verfolgern gelungen wäre, ihm seine Geheimnisse zu entreißen.





Ständig auf Briefmarkenjagd: „Sammlerkönig" Philipp Ferrari. Millionenwerte häuften sich in seinem Pariser Palais (oben), aber Ferrari konnte nicht genug bekommen. Die Gier, alle Marken, die es gibt, zu besitzen, trieb ihn immer wieder hinaus.

Noch zehn Jahre lang konnte man den einst gefeierten Philatelisten, den Propheten der Berliner Philatelisten der achtziger Jahre, als ständigen Besucher der Briefmarkenbörse auf den Champs Élysées beobachten. Ein alter Mann, der mit seinem Schicksal haderte, der noch einmal die Traumwelt dieser kleinen bunten Marken erleben wollte und der zu arm war, um sie besitzen zu können.

Er starb 1904 in einer elenden Dachkammer der großen Lichterstadt an der Seine, einsam, hungrig, verlassen. Nichts war dem Fälscher geblieben; vielleicht noch die Erinnerung. Wir wissen es nicht, denn er schwieg weiterhin über seine Fälschungen . . .

Seine Machwerke werden auch heute noch gesucht und – gut bezahlt.

## Die Fälscher von Samos

468 Quadratkilometer groß und rund 60 000 Einwohner – das ist die Insel Samos, vor der Westküste Kleinasiens gelegen und nur durch die zwei Kilometer breite „Straße von Samos" vom Festland getrennt.

Das Lexikon verrät nichts von der wild bewegten Geschichte dieser kleinen Insel im Ägäischen Meer, die immer in die Auseinandersetzungen zwischen der Türkei und Griechenland geriet. Nach 1830 wurde die Insel von den samoitischen Freiheitskämpfern zum Fürstentum erhoben, allerdings zu einem Fürstentum, das der Hohen Pforte tributpflichtig war.

Die ersten Briefmarken auf der Insel wurden 1878 zum Wert von einem Piaster ausgegeben. Zweiundzwanzig Jahre später gab es eine „zweite Emission", sie erregte bei den Türken Ärger und Argwohn.

Um jeden Ärger mit der Pforte zu vermeiden, ließ der Fürst die Markenbestände einstampfen. Doch weder die Pforte noch er hatten mit der Geschäftstüchtigkeit eines gewissen Monsieurs Douchet aus Paris gerechnet. Er hatte inzwischen gefälschte Marken nach dem Vorbild der eingestampften Wertzeichen hergestellt – und war dabei, ein ebenso schwindelhaftes Geschäft mit diesen Marken zu machen.

Wieder gingen einige Jahre ins Land. 1912 erhob sich die Bevölkerung der Insel, schüttelte die Türkenherrschaft ab, und der neue Präsident, Themostokles Sophoulis, proklamierte den Anschluß an Griechenland. Drei Tage später ging die provisorische Regierung an die Ausgabe von Briefmarken. Präsident Sophoulis ordnete an, daß auf den ersten Marken der neuen Republik eine Karte der Insel abgebildet werden sollte. Die Firma Stangel & Co. in Athen konnte jedoch die neuen Marken erst in drei Wochen liefern. Kurzerhand beauftragte die Insel-Postverwaltung den Graveur und Lithographen Ramphos in Vathy mit der Herstellung eines zweiteiligen Bronzestempels, der aus dem Muster der Landkarte bestand und aus auswechselbaren Handstempeln, mit denen die drei Lepta-Werte eingesetzt werden konnten. Der Druck dieser Provisorien erfolgte in einem Amtsraum des Senatsgebäudes.

War es überraschend, daß schon wenige Tage später einheimische Fälschungen den Weg von dem kleinen Eiland am Ägäischen Meer zu den großen Sammlern in Paris, Brüssel, London und Berlin fanden? Jedenfalls wurde die Staatskasse von Samos durch die Briefmarken aufgefüllt – und schon zwei Jahre später gab Präsident Sophoulis dem Lithographen Ramphos erneut einen Auftrag: Er sollte eine Erinnerungsausgabe an die zweimalige Befreiung vom türkischen Joch schaffen.

Die einheimische Druckerei Travlos in Vathy druckte in Steindruck das Werk des Ramphos. Um sich gegen die Fälschung der samoitischen Briefmarken zu sichern, schrieb Präsident Sophoulis auf jede einzelne Marke seine Initialen in griechischer Schreibweise. Vergebens. Die Fälscher waren schon am Werk. Der Lithograph Ramphos und der Drucker Travlos stellten Erinnerungsmarken auf eigene Rechnung her und setzten ihre Briefmarken an deutsche Händler ab.

Die Fälscher hatten jedoch kein Glück. Ihr Betrug wurde entdeckt, und sie wanderten ins Gefängnis.

## Die „Kleckslehre" des Dr. Szalay

Das Spezialdezernat der Polizei von Paris verhaftete in den ersten Julitagen 1938 Geza Tarjan. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er das Fälscherhandwerk betrieben, und das Fälschen von Briefmarken in einem Umfang kommerzialisiert, wie es vor ihm noch nicht dagewesen war und wie es nach ihm nur noch die staatlich autorisierten Fälscher betreiben konnten.

Geza Tarjan war der Al Capone der Briefmarken-Unterwelt. Seine Komplicen waren kleine Betrüger und große Hochstapler, internationale Schieber und Gangster, die gemeinsam mit hochangesehenen Händlern die Leidenschaft und den Eifer der Sammler für ihre schmutzigen Geschäfte nutzten.

Die ungarischen und rumänischen Briefmarken hatten es Tarjan angetan. Sie waren das Feld, auf dem er operierte, und sie lieferten ihm die Munition, mit der er seinen hinterhältigen Krieg gegen die Sammler führte.

Lesen Sie im nächsten Heft:

**Dr. Szalays „höhere Philatelie" AG für Fälschungen und anderes**

# FÜR FESTLICHE ABENDE

Die Abende werden länger, und mit farbigen Tupfen versucht die Mode die nebelige Düsterkeit zu erhellen, die Dunkelheit zu beleben. Leuchtende Farbigkeit zeichnet beispielsweise dieses Wollkreppkleid aus. Gesteppte Biesen verleihen dem Oberteil eine gewisse geometrische Strenge, die durch den großen Halsausschnitt und den beschwingten Rock aufgelockert wird. – Ein Jäckchen aus Webspitze (rechts) ergänzt ein strenggehaltenes goldfarbenes Kleid aus Flirettchiffon, dessen Rock weich und weit ist.

Stets vorteilhaft für junge Mädchen das schlichte Spitzenkleid. Unser Modell ist aus weißer Spitze mit kleinem Kragen und Manschetten aus Piqué. An diesem Hemdblusenkleid bilden das schwarzglänzende Duchesseschleifchen und eine Reihe schwarz bezogener Knöpfe einen reizvollen Kontrast.

Fotos und Modelle
Deutsches Modeinstitut

## Wälder wandern...

Fortsetzung von Seite 5

einige Einheiten mehr, nämlich sechs. Dies bedingt und Anatoli bestätigt es: Halbpelz, Wattehosen, hohe Pelzstiefel, Pelzmütze. In dieser Aufmachung ist man in der Lage und so steht es im Institut, „Arbeit unter freiem Himmel in der Gegend von Bratsk auszuführen".

Nachdem wir endlich den richtigen Anzug gefunden haben, können wir, zumindest theoretisch, in Sibirien Bäume fällen. Die Taiga ist ein unerschöpfliches Holzreservoir, die Einschläge sind höher als das Aufkommen Schwedens und Finnlands zusammengenommen. Gegenwärtig werden die sibirischen Wälder nicht aufgeforstet. Wegen ihrer gewaltigen Ausdehnung ist eine forstwirtschaftliche Erschließung noch unmöglich, zumal sich der Wald ganz ausgezeichnet auf natürlichem Wege erneuert.

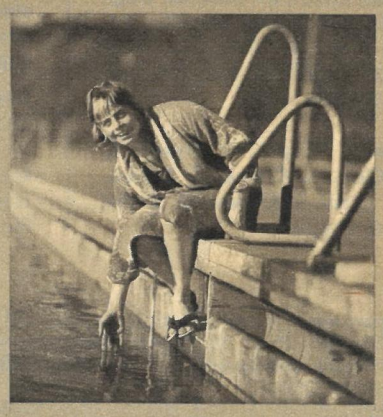
Tage später und auf der Fahrt zur Papierfabrik, die etwas außerhalb von Bratsk liegt, machen wir uns mit dem Gedanken vertraut, daß es sich nicht schlicht um eine Fabrik handeln wird, sondern um ein Holz- und Zellulosekombinat von gewaltigem Ausmaß. Zwar ist man in diesem Land an Superlative gewöhnt, doch diese Zahlen setzen in Erstaunen. Die erste Ausbaustufe verarbeitet vier Millionen Kubikmeter Holz im Jahr, wobei sich das Einzugsgebiet des Werkes zunächst 200 Kilometer im Umkreis um das Werk befindet. Eine Entfernung, wie uns versichert wurde, die für lange Zeit reicht. Nach vollständiger Fertigstellung des Werkes wird die Zellstoffproduktion um eine Million Tonnen liegen, dazu kommen 280 000 Tonnen Karton, 200 000 Kubikmeter Sperrholz, 40 Millionen Quadratmeter Faserplatten.

Jetzt arbeiten im Holzkombinat 5500 Menschen, später werden es 7000 sein. 44 Prozent der Belegschaft sind Frauen, mehr als die Hälfte Jugendliche. Eine von ihnen ist Tamara Polanska, leitende Ingenieurin, die uns durch das Werk führte. Sie stammt aus Leningrad, studierte dort Forstwirtschaft und ging dann nach Sibirien, dem großen Abenteuer Arbeit entgegen. Im Urlaub allerdings, so erfahren wir, fliegt sie in die Stadt der weißen Nächte zurück.

23 Holzfällerbetriebe sorgen für den nötigen Rohstoff. Im Sommer gelangt das Holz in Gestalt schwimmender Wälder auf der Angara in den Hafen des Werkes. Steht man an seinen Kais, so sieht man das Wasser vor lauter Bäumen nicht. 3000 Menschen, die beim Bau des gewaltigen Komplexes beschäftigt waren, haben anschließend umgeschult und sind im Werk geblieben. Die wichtigsten Facharbeiter kamen aus anderen einschlägigen Werken. Wenn die Angara beziehungsweise das Bratsker Meer zugefroren ist, findet die Holzanfuhr auf dem Wasser ein erzwungenes Ende. Deshalb wird Vorratswirtschaft betrieben, unübersehbare Mengen von Stämmen lagern neben dem Hafen.

Der Holzvorrat Sibiriens ist eine Quelle unerschöpflichen Reichtums. Allerdings fließt sie spärlich, wenn die Wälder nur geschlagen werden, um über weite Strecken transportiert im Westen der UdSSR oder gar im Ausland weiterverarbeitet zu werden. Das billige Holz würde durch die langen Transportwege zum teuersten. Deshalb wird die Taiga in ihrer Heimat verwertet, und die Halb- und Fertigprodukte treten ihre Reise nach dem Westen an – eine Methode, die der modernen industriellen Erschließung des Landes entspricht. Die Inneneinrichtung des Werkes, Verarbeitungsmaschinen, die in ihrer Ausführung den Weltstand bestimmen, lassen an der Realität der erwähnten Fakten keine Zweifel.

bringt unter anderem im nächsten Heft:



**Die schnellste Schwimmerin Europas: Martina Grunert**
in der Serie „Die Meisterklasse"

**Talent müßte man haben**
Begabt – unbegabt – begabt – unbegabt. Abzählreim für Laienkünstler? Fragen zwischen zwei Festspielen

**In drei Stunden ist alles vorüber**
Reportage von Bord einer vor Labrador schwimmenden Fabrik

**Das Geheimnis des Reiches Meroe**
Inmitten sudanesischer Wüste ragen halbverfallene Tempel aus dem Sand. DDR-Wissenschaftler sind dabei, das Geheimnis dieser steinernen Zeugen eines ehemals mächtigen Reiches zu lösen.

Foto Karl-Heinz Friedrich

# rätsel

## Kreuzworträtsel

**Waagerecht:** 1. Vertiefung, Ausbuchtung, 5. Giraffenart, 8. Göttin der Jagd, 11. sagenhafter Wohnsitz der griechischen Götter, 12. früher kleinste französische Münze, 13. Schauspielerin der DDR, 14. Muse der Liebesdichtung, 16. Warenzeichen, 19. Stern im Sternbild Skorpion, 21. Blättermagen der Wiederkäuer, 23. Wetteinrichtung, 25. inneres Organ, 27. deutscher Philosoph († 1804), 28. Ostseeinsel, 31. männlicher Vorname, 32. Bogen-, Laubengang, 34. Fluß in Mittelitalien, 35. Kopfschmuck, 38. Nordlandbewohner, 39. sowjetischer Filmregisseur, 41. Preisgrenze, 44. nachlässige Umgangssprache, 45. Teil des Hauses, 47. Freiheitsentzug, 49. langer, dünner Zweig, 51. aus Vulkanen ausfließende Gesteinsschmelze, 53. deutscher Mathematiker († 1866), 56. isländischer Ringkampf, 57. Kampfplatz, 58. ungarischer Weinort, 60. internationale Bezeichnung für Fernschreibwesen, 62. Musikzeichen, 65. italienischer Physiker und Astronom († 1642), 67. Erläuterung auf Landkarten, 70. Wohlgeruch, 71. Berggruppe in den Dolomiten, 72. griechischer Sagenheld, 73. Gewässer, 74. Schlingpflanze, 75. mittelenglischer Fluß, 76. Gestalt der nordischen Sage, 77. Fluß.

**Senkrecht:** 1. Ehrensalve, 2. Mündungsarm der Wisla, 3. berühmte sowjetische Ballettänzerin, 4. nordfriesische Insel, 5. Musikwerk, 6. sowjetischer Schriftsteller (Meister der Kurzerzählung), 7. flüssiger Kohlenwasserstoff, 8. russisches Parlament, 9. Blutgefäß, 10. Musikforscher (Mozart-Biographie), 15. sozialistischer deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 17. Weingeist, 18. Republik in Ostafrika, 20. französische Stadt, 22. spanische Anrede, 24. Sinnesorgan, 26. nordspanischer Fluß, 29. nordamerikanischer Dramatiker („Golden Boy"), 30. peruanisches Herrschergeschlecht, 32. Raubvogel, 33. Schweifstern, 34. Riechstoff, 36. Bittermittel, 37. Fischeier, 40. Himmelsrichtung, 42. Fabelname des Wolfes, 43. englischer Physiker († 1907), 46. Auswahl, 47. Wechselbürgschaft, 48. Küchengeräte, 50. Bewohner einer Volksrepublik, 52. Hautflügler, 54. Auftrag-, Vollmachtgeber, 55. Fuge, Rinne, 57. Männername, 58. brachliegendes Grasland, 59. Lobeserhebung, 61. Mädchenname, 63. deutscher Maler, Bildhauer und Radierer († 1799), 64. Komponist der Oper „Dantons Tod", 66. Bürde, 68. Festkleidung, 69. Insel im Indischen Ozean.

## Silbenrätsel

a an ar ar as bach be bee ben bi big ca ce chi chie co cut de de dei del del del der die diz dshi du e e e e e el el els em er ex fe fen fer ga gen gen ghers gi gie gie gie gly gu hau he hei heim hie hier in ir is is jew ka ke keit ken kutsk la la lan leh lei lek li lift list mat ment mis na nach nai nar ne ne ne nen ner non of on pel phen pi pro ra ra rat re re re ren reu ri rich ro ro ror rou rung sa schach schlä se se se sel sen ses sie ski spe spit sta ste ster ster stritt ta tan te te té tekt ter ter ter ti tra tren try u un ur ven ven vet wa wan weg weiß ze zi zi zug

Es sind einundfünfzig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Bertolt Brecht ergeben (ü = ue).

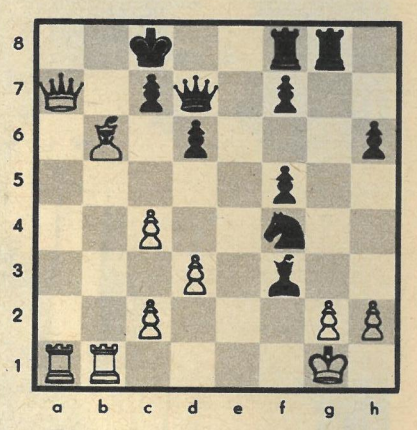
1. Oper von Richard Strauss, 2. Verfasser von „Ole Bienkopp", 3. Schwebeseilbahn, 4. Oberhaut, 5. Pferdezaum, 6. Berg im Wettersteingebirge, 7. Volk im Süden der UdSSR, 8. Nagetier, 9. holländischer Maler († 1911), 10. mittelenglische Industriestadt, 11. Rang-, Machtordnung, 12. Wasserpfeife, 13. Starrsinn, 14. Fleischgericht, 15. aufsehenerregendes Ereignis, 16. Komponist von „Ritter Blaubart", 17. Verwandter, 18. Stadt in Mittelsibirien, 19. eines der drei Losungsworte der Französischen Revolution, 20. scherenloser Krebs, 21. Berliner Schauspieler und Regisseur, 22. Inserat, 23. Bergmann, 24. Schweizer Stadt, 25. Ackerunkraut, 26. Tatkraft, 27. Republik in Vorderasien, 28. letztwillige Verfügung, 29. sowjetischer Maler und Bildhauer, 30. kleiner Karpfenfisch, 31. oberstes Staatsorgan, 32. südspanische Provinzhauptstadt, 33. altägyptische Bilderschrift, 34. fortschrittlicher Komponist, 35. Lippenblütler, 36. Fachmann, 37. postalische Sendung, 38. Beruf, 39. Fischfanggerät, 40. deutscher Pädagoge († 1866), 41. Behältnis, 42. Vortrag, 43. Schnittmeister bei Film und Rundfunk, 44. Waldfrucht, 45. Autorin des Romans „Die Entscheidung", 46. Beispiel, Rechenaufgabe, 47. geometrische Linie, 48. Auffangbehälter für Regenwasser, 49. Hochgebirgspflanze, 50. Hauptstadt von Kenia, 51. sowjetischer Komponist († 1955).

## Rätsellösungen aus Heft 46

**Kreuzworträtsel.** Waagerecht: 1. Musik, 5. Nana, 10. Gang, 13. Panik, 17. Iran, 19. Natschinski, 22. Lode, 23. Helene, 24. Krai, 25. Otto, 26. Ernani, 27. Tiber, 29. Rhein, 32. Ebene, 34. Neer, 37. Dur, 39. Anden, 41. Eta, 42. Lese, 44. Gras, 46. Rain, 47. Enak, 48. Kalo, 49. Stint, 51. Die, 53. Inari, 54. Arm, 55. Uri, 57. Oel, 58. Gier, 60. Akkad, 62. Messeschlager Gisela, 66. Tarif, 68. Meer, 69. Wal, 70. Kai, 71. Spa, 73. Leuna, 75. Bar, 77. Nebel, 79. Opal, 81. Olpe, 83. Brei, 84. Nuss, 86. Omen, 87. Bad, 89. Olive, 91. Lee, 93. Veto, 95. Jabot, 97. Anina, 99. Kollo, 101. Kachel, 103. Grit, 105. Land, 107. Klasse, 109. Hinz, 110. Monographie, 111. Egge, 112. Riesa, 113. Saga, 114. Renn, 115. Aalen. – Senkrecht: 1. Mahon, 2. Silber, 3. Ire, 4. Kant, 6. Anker, 7. Narr, 8. Ata, 9. Ahlen, 10. GST, 11. Akte, 12. Niobe, 13. Pore, 14. ADN, 15. Neapel, 16. Krise, 18. Neid, 20. Sir, 21. Nonen, 22. Lena, 28. Burnus, 30. Handel, 31. Idee, 33. Eton, 35. Eger, 36. Ras, 38. Bau, 40. Nadir, 42. Laika, 43. Soda, 45. Stiefel, 48. Krallen, 50. Trema, 52. Ilawa, 53. Irian, 54. Alt, 56. Ise, 57. Ohr, 58. Gel, 59. Egk, 61. Dia, 62. Milan, 63. Cello, 64. Garben, 65. Siegel, 67. Atom, 72. Pest, 74. Naab, 75. Bein, 76. Fee, 78. Luv, 80. Perche, 82. Plato, 85. Sessel, 86. Oskar, 87. Balz, 88. Dogma, 90. Vidra, 91. Loden, 92. Elke, 94. Olein, 95. Jena, 96. Trog, 98. Alp, 99. Knie, 100. Olga, 102. His, 104. Ina, 106. Ahr, 108. Aga.

**Wabenrätsel.** 1. Capek, 2. Cauca, 3. Cupal, 4. Clair, 5. Crome, 6. Creme, 7. Circe, 8. Credi, 9. Codes, 10. Cello, 11. Celle, 12. Crêpe.

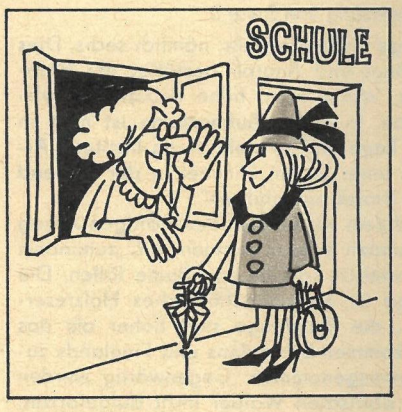
## Im Zickzack




Weiß zog 1. **Le3** und gewann nach nicht ganz einwandfreier Verteidigung seines Gegners schließlich auch so die Partie. Hätte er aber in der Diagrammstellung nicht forciert die Entscheidung herbeiführen können? Er übersah folgende originelle Mattkombination:
1. Db8+!! Zwingt den schwarzen König in ein Doppelschach. 1.... Kb8: 2. La7+ Ka8. Oder 2.... Kc8 3. Tb8 matt. 3. Lb8+. Dieser Zickzackkurs des Läufers sieht sehr hübsch aus, doch hätte jeder andere Läuferzug von c5–f2 zum gleichen Ergebnis geführt. 3.... Da4 4. Ta4: matt.
(Partie G. Richter–Schreiber, Leipzig 1958)

# DING MIT PFIFF

**43**




## WAS IST DAS?

Eine volkstümliche Redensart, die Willy Moese (nach einer Leseridee) für Sie gezeichnet hat. Wenn Sie wissen, was gemeint ist, senden Sie uns Ihre Antwort bis zum 26. November 1966 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff). Vielleicht haben Sie Glück und gehören zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

**Ding mit Pfiff 39/66:** „Sie wirft das Geld zum Fenster hinaus."
Je ein Buch gewannen: Thea Beutekamp, Rudolstadt; Dagmar Schulze, Emseloh bei Sangerhausen; Kurt Günther, Merseburg.

zb

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
POSTANSCHRIFT:
Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65.
Telex Dresden 019 412

# meinungen

Unsere Beitragsfolge zu Problemen der Kommunalpolitik, „Sorgen einer Stadt", wurde im Heft 42/1966 mit der Antwort auf die Frage: „Was ist aus ihnen geworden?" abgeschlossen. Doch anscheinend haben wir dabei etwas voreilig gehandelt, denn **Herr Günter Lange** aus Halle schreibt uns dazu: „Sie haben doch ganz sicher vieles dabei verschenkt oder zumindest nur sehr kurz behandelt. Ich denke besonders an die neue Jugendherberge in Thale, die allein schon eine Reportage wert ist."

Sicher wäre sie das, doch ebenso könnte man ausführlich über die Erneuerung des Bergtheaters oder der Walpurgisgaststätte berichten. Auch die 100 000 MDN, die für die Verbesserung der Naherholungszentren von den Betrieben der Stadt Thale erarbeitet wurden, sind ebensowenig Kleinigkeiten wie die Tatsache, daß alle Betriebe so mitarbeiteten wie zum Beispiel die Firma Männecke, von der die Möbel für den neuen Kindergarten angefertigt wurden. Und das gilt nicht nur für Thale.

Aus Gera schreibt uns **Frau Ilse Kaiser**: „Mit den Verkehrsproblemen ist man in Gera einigermaßen fertig geworden, aber für uns Hausfrauen, die auch noch im Beruf stehen, ist eine Frage offengeblieben, nämlich die der Ladenöffnungszeiten. Gehören die nicht mit in die Rechnung, oder ist es richtig, daß man dreimal laufen muß, weil um 7, um 8 und um 8.30 Uhr geöffnet wird?"

Ein „heißes Eisen", das man besser unbeachtet läßt? Keineswegs, nur ein Problem, das sich auf Grund der Arbeitskräftelage nicht aus dem Handgelenk lösen läßt. Doch „Stadtväter sind keine Stiefväter" haben wir behauptet, und der Beweis: In Gera wurde inzwischen eine Kommission gebildet, die über Maßnahmen zur Entwicklung des Handelsnetzes, und darin einbegriffen natürlich auch die Öffnungszeiten, berät.

„Die Arbeiterfestspiele und damit verbunden die Verschönerung unseres Stadtbildes sind der zb wohl entgangen?" schreibt uns **Herr P. Schreier** aus Rathenow.

Wieso, Herr Schreier? Die zahlreichen Verschönerungen im Stadtbild sind eben nur ein Punkt von insgesamt 29 des Vertrages, die erfüllt wurden. Doch sie alle aufzuzählen reicht unser Platz auch beim besten Willen nicht.

Um eine Aufzählung geht es auch **Herrn L. Dietze** aus Berlin, der etwas ungläubig fragt: „Können Sie nicht die von den Ludwigslustern 1966 im NAW geschaffenen 50 000 MDN einmal aufschlüsseln? Ich wüßte gern, wie man so etwas errechnet."

Wir können. Der Stand vom Oktober dieses Jahres weist im einzelnen folgende Leistungen aus:

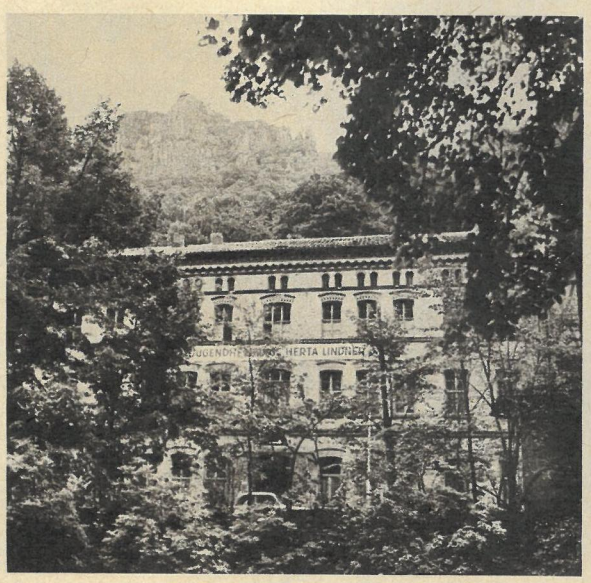
| | Wert in TMDN |
|---|---|
| Einsparungen und geleistete Erdarbeiten seitens der Bevölkerung bei der Fertigstellung der Straßenbeleuchtung in der Wöbbeliner Straße | 36,0 |
| Räumung der Gräben im Schloßgarten | 4,0 |
| Außenanstricharbeiten durch die örtlichen Malermeister im Schweizerhaus | 1,4 |
| Reparatur des Daches des Schweizerhauses | 0,7 |
| Fällen der Bäume vor dem Schweizerhaus | 1,0 |
| Werterhaltungs- und Verschönerungsarbeiten in den Grundstükken der Kommunalen Wohnungsverwaltung | 9,0 |
| Projektierungsarbeiten im Schweizerhaus | 1,8 |
| Das Projekt John-Brinckman-Straße im NAW erstellt | 2,0 |
| Am alten Forsthof den Gehweg zum Teil fertiggestellt | 2,0 |
| In der Neuen Torstraße brachte der Gehweg | 1,5 |
| Der Gehweg im Eichkoppelweg wird gleichfalls im NAW fertiggestellt | 1,5 |
| Fuhrleistungen bei der Fertigstellung der John-Brinckman-Straße | 2,0 |
| Gehweg in der Nummerstraße | 2,0 |
| Arbeiten am Sportplatz Techentiner Weg | 2,0 |
| Materialwerbung (Ausnutzung örtlicher Reserven) | 8,0 |
| Von den Schulen unserer Stadt durch Pflegeverträge für die Grünanlagen erbracht | 4,0 |
| Aufstellen des Zaunes bei der Propangas-Abfüllstation | 0,8 |
| Fuhrleistungen (Antransport der Materialien für die Gehwege) | 3,0 |
| Zaun in der Paschenstraße gestrichen | 0,05 |
| Durch unsere Betriebe in der Stadt auf den verschiedensten Gebieten im NAW gebracht | 10,3 |
| | 93,05 |

„Schade, daß die zb diese Beitragsfolge schon abgeschlossen hat. Auch andere Städte haben ihre ‚Sorgenkinder', und in der Kommunalpolitik gibt es doch bestimmt noch genügend Stoff für weitere Beiträge", meint **Frau E. Ludwig** aus Rostock und mit ihr eine ganze Reihe unserer Leser, die uns auf die Probleme ihrer Stadt aufmerksam machen.

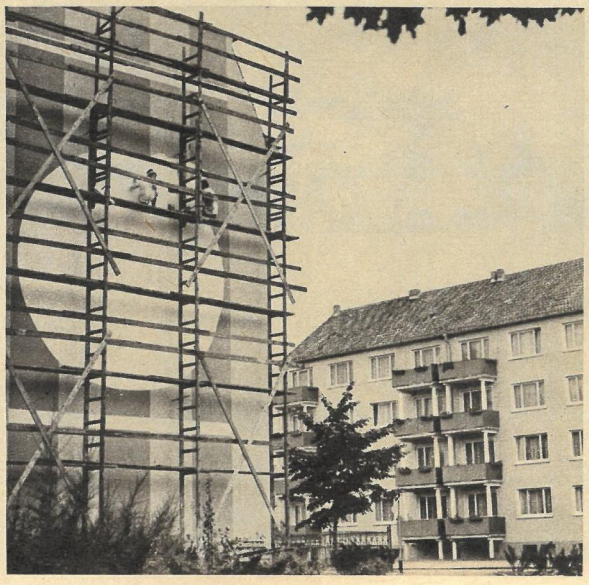
Natürlich können wir nicht alle Städte besuchen, und sicher werden auch in Zukunft Stadtväter ihre Sorgenkinder haben. Wenn wir diese Folge vorerst abgeschlossen haben, dann heißt das nicht, daß für zb damit das Thema Kommunalpolitik erschöpft ist. Im Gegenteil. Mit Beginn des neuen Jahres werden wir in einer neuen Folge darüber berichten.

Dazu jedoch noch ein Wort: Seien Sie uns bitte nicht böse, wenn Ihre Stadt nicht dabei ist oder wenn vielleicht gerade Ihr Problem „vergessen" wird. Außerdem ist ja noch Zeit, uns daran zu erinnern, wenn Sie Probleme der Kommunalpolitik kennen, von denen Sie glauben, daß sie in die zb gehören. Sie helfen uns und wahrscheinlich auch diesen Sorgenkindern.

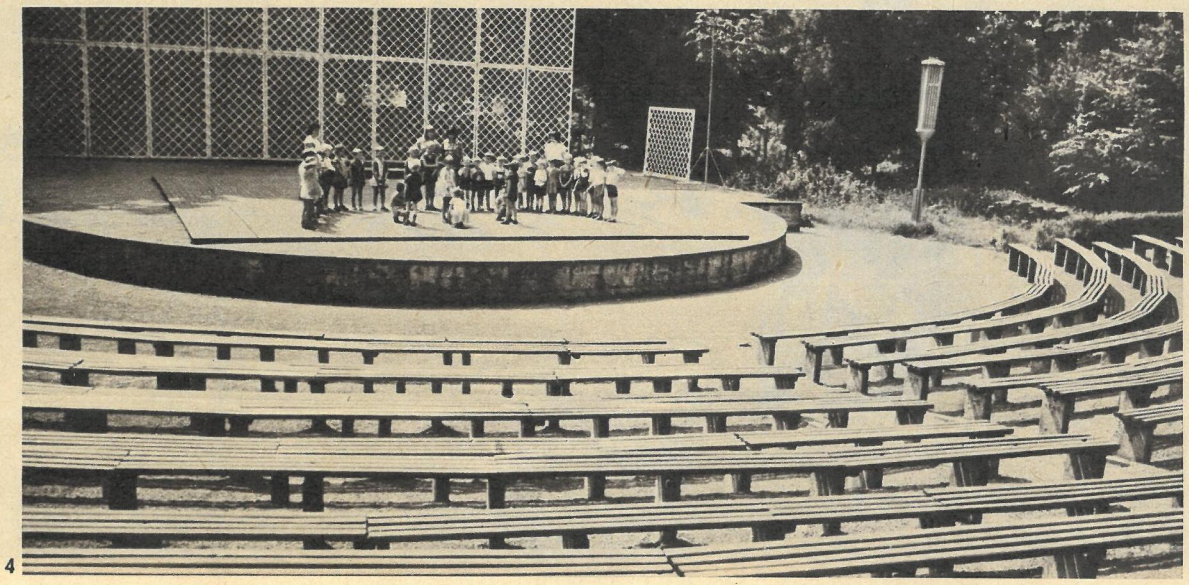
1




2



3



4

**1**
**Großstädtischer Verkehr und provinzielle Ladenöffnungszeiten in Gera? Alles läßt sich nicht auf einmal lösen. Aber der Anfang ist gemacht.**

**2**
**Ist der alte „Waldkater" zu kurz gekommen? Was ihm recht wäre, müßte gerade in Thale dann noch vielen anderen billig sein!**

**3**
**Ist uns die Verschönerung des Stadtbildes in Rathenow entgangen? Natürlich nicht, wie wir gerne nachtragen wollen.**

**4**
**War 1966 ein Jahr besonderer NAW-Leistungen in Ludwigslust? Durchaus nicht. In den Vorjahren wurden solche Objekte aufgebaut wie diese Freilichtbühne.**

Fotos V. Billeb

# Eigentlich konnte uns nichts passieren

New Delhi, Chandigarh, Benares, Goa und Kambodscha hießen die Stationen der Mopedtestfahrt, über die die beiden Dresdner Dr. Heinz Langer und Dipl.-Ing. Wolfgang Schrader während der vergangenen Monate in „zb" berichteten. Hier nun die Meinung des Technikers der Expedition:

Eigentlich konnte uns nichts passieren. Wir besaßen eine sorgfältig zusammengestellte Ausrüstung mit Spezialwerkzeugen und Ersatzteilen. Die Planung war lückenlos perfekt und schloß mit Sicherheit alle Überraschungen und Risiken aus.
Den Monsunregen, in den wir hinter Bombay gerieten, schluckten wir mit dem Gleichmut indischer Fakire, obwohl uns die entgegenkommenden Lastwagen manchmal so vollspritzten, daß unsere Motoren Wasser durch die Luftfilter ansaugten und stehenblieben. Abhilfe ließ sich aber auf einfachste Weise dadurch schaffen, daß wir die Filter abschraubten und mit der Ansaugöffnung nach links wieder anmontierten – übrigens der einzige Umbau,

**Unsere Fahrzeuge boten einen ungewohnten Anblick. In den Packtaschen an den Hinterrädern befanden sich Schlafsäcke, Filme, Objektive, Prospekte, Landkarten und Kleidung; zwischen Tank und Sitzbank: Kameras, Medikamente, Werkzeuge und Ersatzteile.**

**Rast in Kambodscha am Golf von Siam. Freilich hatten wir nicht immer viel Zeit, den Zauber malerischer Landschaften auf uns einwirken zu lassen. Wenn man bei 45 Grad im Schatten den Vergaser reinigen oder einen Reifen wechseln muß, bleibt kaum Muße für romantische Träume.**

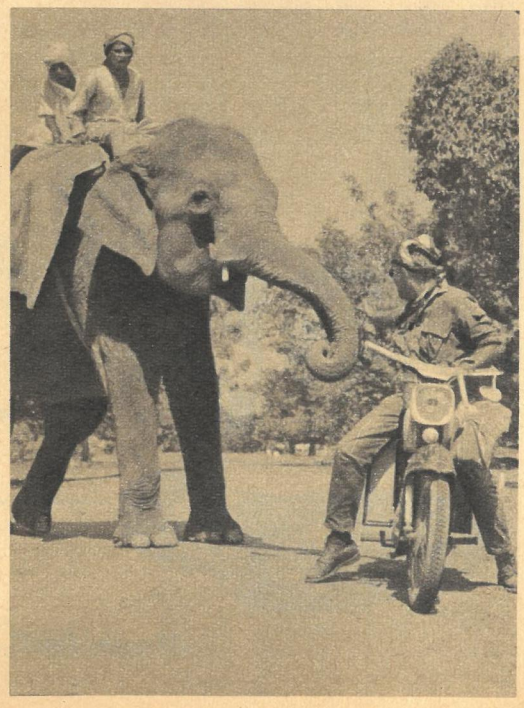
Rund 8000 Aufnahmen haben wir als fotografische Ausbeute von der Reise mitgebracht. Die Skala unserer Porträtmodelle reichte vom asketischen Priester bis zur lebenslustigen Studentin.

Der Ort Simla, rund 2000 Meter hoch in den Vorgebirgen des Himalaja im indischen Staat Himachal Pradesch gelegen, stellt das indische Wintersportzentrum dar. Die Temperaturen entsprechen unseren heimatlichen Werten, und für uns war der Aufenthalt in Simla eine willkommene Erholung nach der brütenden Hitze des Flachlandes. Die Straße, die sich auf Hunderte Kilometer durch die Berge windet, verlangte allerdings den Mopeds das Äußerste ab.

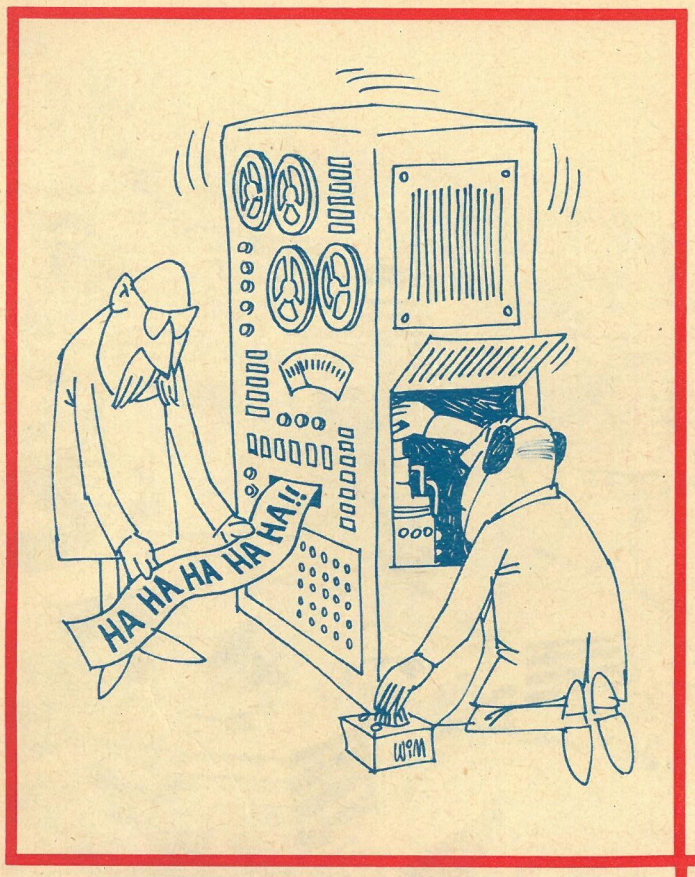
den wir zur Anpassung an den indischen Linksverkehr vorzunehmen brauchten.
Bei fester Straßendecke schafften wir alle vorkommenden Steigungen trotz unserer jeweils 60 Kilogramm Gepäck. In Sand und Morast ging es jedoch nicht ohne die Hilfe der Füße. Aber auch so zählten wir zu den schnellsten Fahrzeugen auf den Straßen. Gegenüber den in Lizenz gebauten tschechoslowakischen und japanischen Mopeds besaßen wir mit unseren 3,4 PS fast die doppelte Leistung. Die Personenautos und Lastwagen holten wir immer wieder in den Ortschaften ein, denn wir konnten uns leichter durch das Menschengewimmel hindurchschlängeln als unsere vierrädrigen Straßenkollegen.
Gelegentliche erste Kraftausdrücke entlockten uns die Aufenthalte, die nötig waren, um Zündung und Vergaser zu reinigen und neu einzustellen. Wir waren zwar in der Lage, nahezu alle vorkommenden Reparaturen, zu denen kein Schweißbrenner nötig war, am Straßenrand auszuführen, aber erst mußte natürlich der Fehler gefunden sein.
Als wir zum sechsten Mal stürzten, weil wieder eine heilige Kuh ins Moped gelaufen war, und Schutzbleche, Lenker, Tank und Fußrasten eigenwillige, nicht wieder rückgängig zu machende Verformungen aufwiesen, kamen wir zu der Überzeugung, daß auch für den „Star" ein Sturzhelm angebracht sei. Außerdem: Ein gut eingelaufener Motor schafft mehr als die vom Hersteller angegebenen 60 km/h. Leider konnten wir bei Außentemperaturen über 40 Grad nicht allzulange Vollgas fahren, denn dann reichte die Gebläsekühlung nicht mehr aus.
Die Handlichkeit der Mopeds kam uns besonders in Westindien zugute. Hier mußten wir Buchten der Arabischen See auf Einbäumen überqueren, die so baufällig aussahen, daß die Fährmänner schon vorher das Geld kassierten und erst nach einem inbrünstigen Gebet zu den Rudern griffen. Mit keinem anderen Verkehrsmittel wäre es möglich gewesen, auf diesen Pisten voranzukommen.
Die fünf Tage, die die „State of Madras" brauchte, um uns von Indien nach Malaysia zu bringen, kamen als Verschnaufpause sehr gelegen, denn Malaysia überraschte uns mit neuem Regen. Das Wasser stand teilweise bis zu einem Meter hoch auf der Straße, und wir mußten aufpassen, daß nichts von oben in den Tank hineinlief. Auspuff und Ansaugöffnungen hatten wir – durch schlimme Erfahrungen klug geworden – vorher mit Putzlappen verschlossen.
Als dann trotzdem die Motoren nicht richtig liefen, war es nicht Erfahrung, sondern reine Verzweiflung, die mich das Moped auf den Kopf stellen ließ, damit aus dem Kurbelgehäuse das Wasser heraustropfen konnte. Aber in solchen Situationen zählt nicht die Methode, sondern nur der Erfolg, und der stellte sich schlagartig ein.
In Malaysias Hauptstadt Kuala Lumpur mußte ich beide Motoren vollkommen zerlegen. Bei Hein war ein Kugellager der Abtriebswelle zu Bruch gegangen, und an meinem Motor zeigte das Pleuellager 0,5 mm Spiel. Insgesamt kamen noch einige Speichen, ein paar Kupplungsbowdenzüge, zwei Zündspulen, zwei Hinterradsteckachsen und eine Handvoll Kleinteil hinzu. Gemessen an der Fahrtstrecke von 25 000 Kilometern sind die Schäden minimal, und außerdem – ein Lob der guten Vorbereitung – führten wir alle benötigten Ersatzteile mit uns.
Unser Benzinverbrauch von 2,2 Liter auf 100 Kilometer ist ausgesprochen niedrig, obwohl wir unterwegs alles in den Tank kippen mußten, was flüssig war und einigermaßen nach Benzin roch.
Auch die anderen Ausrüstungsgegenstände, das Bergzelt aus Wilthen, die Schlafsäcke aus Lengefeld, die Praktica, die Praktisix und die ORWO-Filme ließen uns nie im Stich, so daß wir unser Unternehmen als vollen Erfolg verbuchen dürfen.
Uns konnte wirklich nichts passieren – freilich gehört neben einer tüchtigen Portion Zähigkeit auch etwas Glück mit dazu.

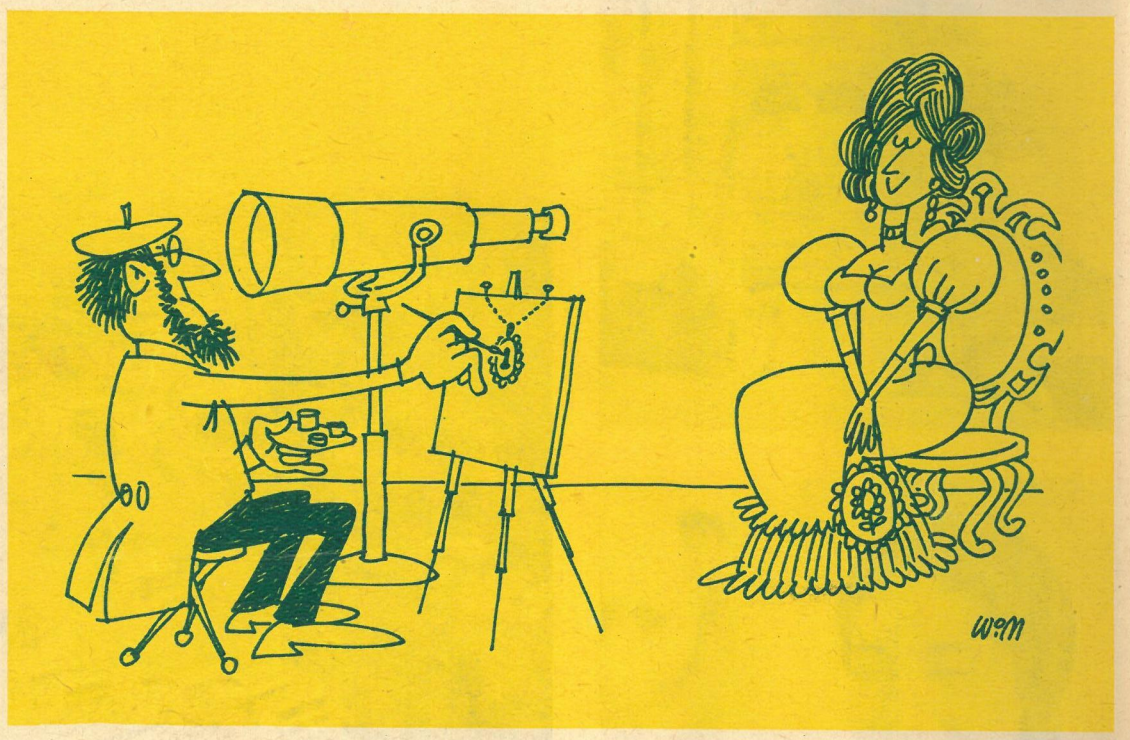
Text und Fotos Wolfgang Schrader

Unser Bootsmann strahlt, denn wir sind wohlbehalten an das andere Ufer gekommen. Frohgemut können wir weiterfahren – um nach wenigen Kilometern schon den nächsten Meeresarm zu sehen. In Westindien mußten wir bis zu viermal am Tage solche Lagunen überqueren.

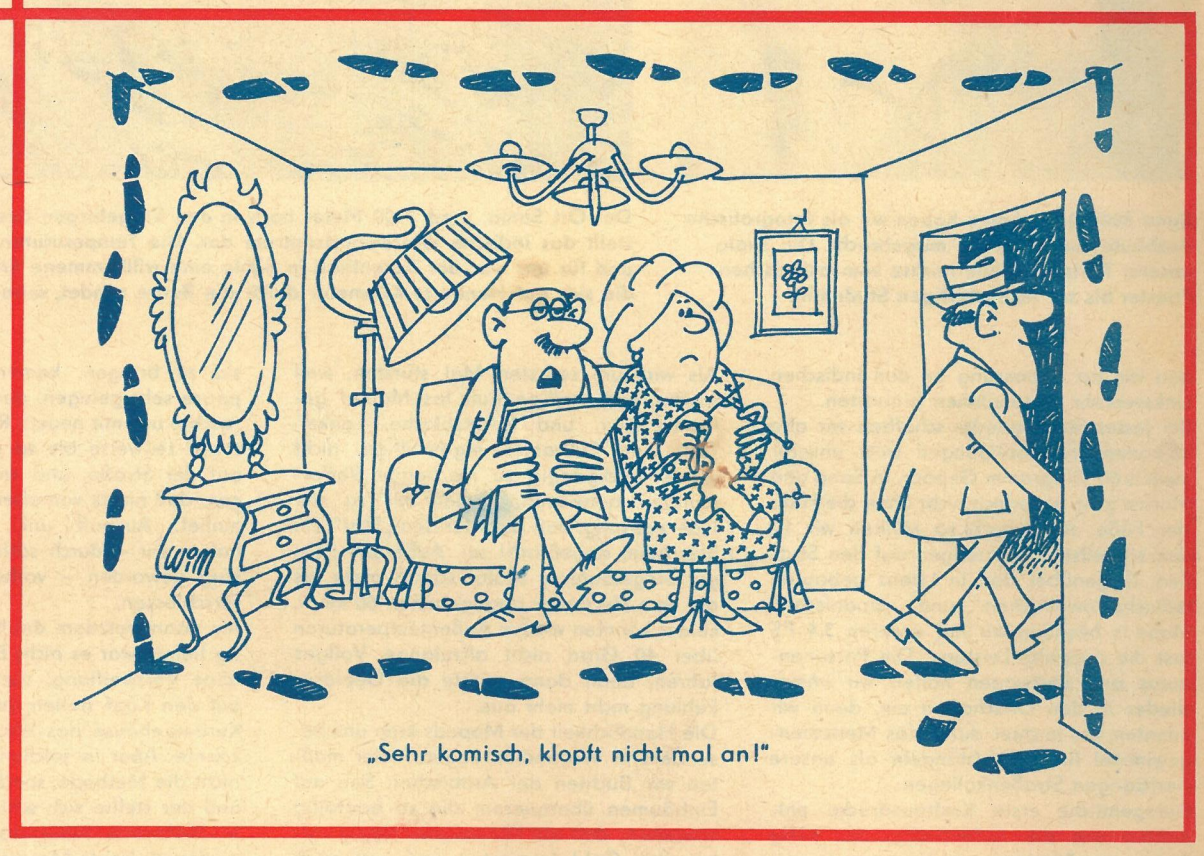


Wenn die Straßen zu schlecht waren, hätten wir manchmal gern unsere Mopeds gegen einen Reitelefanten eingetauscht. Freilich, der Personalaufwand ist sehr groß: Reiter, Chauffeur, der die Richtung angibt, und Beleuchter, der nachts das Heck des Elefanten illuminiert.



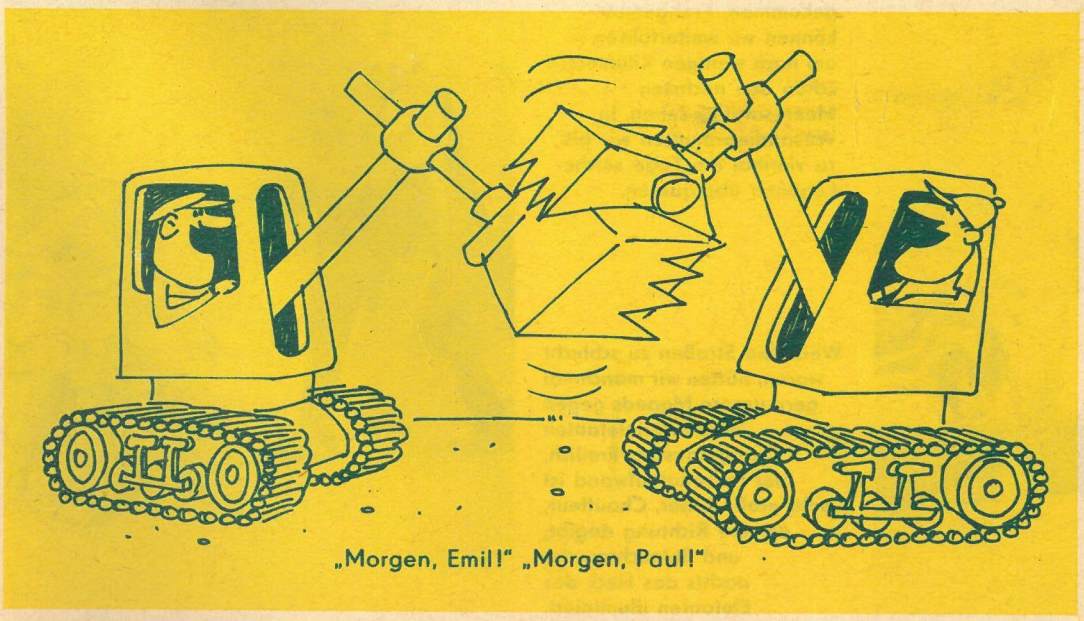
„Ach ja, ich hab' die Karten!"



„Sehr komisch, klopft nicht mal an!"

WILLY MOESE

# LEICHT KARIERT



„Morgen, Emil!" „Morgen, Paul!"

„Das Lokal ist zwar voll, aber für Sie habe ich noch einen Tisch frei!"